

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 32.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(5. Fortsetzung.)

Nirgends trat der Unterschied zwischen „Reich oder Arm“ überzeugender zu Tage, als in Hannover. Ritterschaft, Geistlicher- und Lehrstand besaßen völlige Taxenfreiheit, und hatten es verstanden, sich auch von der indirekten Besteuerung frei zu machen. Die englische Regierung fand jedoch eine sehr kluge Ausgleichungsweise auf, um sich von den armen Untertanen ihres Kurfürstentums Hannover, die ihr von dessen hochpreislicher Ritterschaft, den ehrwürdigen Herrn des geistlichen Standes und unentbehrlicher Lehrerschaft, nicht gezahlten Steuern zu verschaffen. Die königliche Regierung zu London erließ ein Machtgebot, welches nur den reichen Leuten im hannoverschen Lande das Kaffeetrinken gestattete, den arbeitenden Klassen es jedoch streng verbot, damit nicht der Stand für die Soldatenwerbung abgeschwächt werde. Wer die Geldstrafe wegen Uebertretung dieser königlichen Verordnung nicht zahlen konnte, wurde mit proportionirlicher Gefängnis- oder anderer Leibesstrafe „unerbittlich“ belegt. Die Regierung aber sorgte mit mütterlichem Herzen für eine Genußschädigung der Armen, indem sie diese auf den Braantwein hinwies, dessen Verbrauch seitdem auch einen riesigen Aufschwung nahm, während die Bierkonsumtion auf's Tiefste herabgedrückt wurde.

Vergleichen vaterländische Anekdoten gaben drei Männer im Pavillon des Doktor Philipp'schen Gartens Stoff zu ihrer Unterhaltung. Man hätte meinen sollen, diese Herren seien sehr heiteren Naturells, denn sie lachten nicht selten hellauf, wenn einer oder der andere eines spaßhaften Vorganges gedachte, der unbegreiflicher Weise von der Regierung als eine Heil bringende Verordnung erlassen worden, welche grade das Gegentheil davon erzielt hatte. Es war aber nicht die Lust am Scherz, wegen deren sie lachten, vielmehr war es ein zorniges Lachen, das keineswegs irgend wen zur Teilnahme zu reizen vermocht hätte.

Doktor Philipp, der niemals Neigung zu politischen Umtrieben gehabt, hatte sich seit jener Zeit, daß er von seiner Frau geschieden war, hinsichtlich seiner Ansichten gänzlich geändert. Seitdem waren sieben Jahre vergangen. Sein Gretchen ging jetzt in's neunte, und die herzlichste Liebe zu ihr hatte ihm das Herz aufgeschlossen und gleichsam Hand in Hand mit seiner Neigung zu dem Töchterchen verband sich auch die aufrichtigste

Liebe zu seinem Volke. Er war einer Verbindung von ehrenwerten Männern beigetreten, von denen er die meisten aus seinen Universitätsjahren her kannte. Die Erkenntnis, daß es besonders nötig sei, das Tun und Treiben der königlichen Regierung und die Schmach kennen zu lernen, welche dieselbe auf ihr hannoversches Volk gehäuft habe, hatte dessen Vaterlandsfreunde zu dem Entschluß gebracht, kleine zwanglose Hefte, in denen die Ereignisse, welche im Verlaufe einer Reihe von Jahren geschehen und so viel Unglück über das hannoversche Land und Volk gebracht hatten, überall mündlich zu verbreiten. Das Volk sollte die königliche Mißwirtschaft gründlich kennen lernen, unter der seine Eltern so bitter gelitten.

Und dieses wichtige Ziel hielt die drei Männer hier vereint.

„Meine lieben Freunde,“ hob Doktor Philipp an . . . „es wird niemand auftreten können, der mit Recht uns zu beschuldigen vermag, daß wir bei diesen kleinen Schilderungen der Wahrheit in's Gesicht geschlagen haben und was England, die gütige für unser Kurfürstentum so vorsorgliche Mutter anlangt, so hat sie ihr Lob durch den berühmten Schriftsteller ihrer Nation, Horace Walpole, hinreichend empfangen. Sezen wir diesen ersten von uns unter's Volk gesendeten Hefchen als Motto Walpole's eignen Ausspruch voran: Das Kurfürstentum (Hannover) litt unter der Begehrlichkeit der englischen Krone. So viel Geld als man diesem abpressen konnte, alles floß in die königliche Privattasche.“

„Sehr gut, sehr gut,“ stimmte ein alter weißhaariger Herr bei. „Wir könnten unserem Geisteskinde keinen besseren Segen mit auf die Wanderschaft geben.“

„Das sage ich auch, Philipp hat da einen glücklichen Treffer gefunden! rief der dritte.“

„Nun aber, lieben Freunde, bleibt uns nur die eine Notwendigkeit, die man ungestraft nicht vergessen darf,“ redete der vorige.

„Und welche wäre die?“ fragten die anderen erstaunt.

„Die letzte unserer kleinen Schilderungen muß gepfeffert sein, ich meine damit, sie muß die ihr vorbeigehenden an Schärfe überbieten, damit sie sich in's Gedächtnis des Lesers einprägt und er gelegentlich seinen Freunden und Bekannten davon erzählen kann. Die große Auflage von Exemplaren wird es



möglich machen, daß sie in zahlreiche Hände kommt.“ Diese Bemerkung des vierten, der noch gar nicht gesprochen, fand allgemeine Zustimmung.

„Sie muß dann ein Ereignis behandeln, das den Patriotismus des Volkes wach schüttelt,“ sagte Doktor Philipp.

„Dasselbe ist meine Ansicht,“ meinte voriger. „Vielleicht habe ich das rechte getroffen. Habt Ihr Lust über mein Geschreibsel zu Gericht zu sitzen, so will ich's euch vorlesen.“

„Versteht sich,“ stimmten die anderen bei.

Ein zusammengerolltes Papier aus der Rocktasche ziehend, begann der Aufgeforderte, nachdem er es so gut wie möglich geglättet, dessen Inhalt abzulesen.

„Welcher Grundübelstand eine dreifache Regierung für ein Land sein könne, hat unser Kurfürstentum zur vollen Genüge erfahren, als Napoleon (I.), welcher schon seit einem Jahre gedroht hatte, in unser hannöversches Land einzufallen, seinem Marschall Mortier mit 15 000 Mann am 26. Mai 1803 über Bentheim in Hannover einzurücken befahl, nachdem England ihm 8 Tage vorher, also am 18. Mai, den Krieg erklärt hatte. In London glaubte man vielleicht, die Franzosen würden sich geniren, das ihnen so nahe zur Hand gelegene Hannover, dessen Regent, sein Gegner, der König von England war, sofort zu besetzen. . . diese Selbsttäuschung überstieg alle Begriffe, das hannöversche Volk ward also das Opfer einer sinnlosen Regierung. Es ist unglaublich, in welcher Verblendung die drei regitrenden Gewalten, Hof, Adel und höhere Beamte, sich befanden! Diese ganze vornehme Gesellschaft war unübertrefflich feistfeinen.

„Als schon die Franzosen zum Einmarsch bereit sich an der Grenze sammelten, hielt sich die Seele des in Hannover regierenden Geheimkabinetts, der Geheime Kabinettsrat Rudloff, nicht für veranlaßt, Bürger und Bauern von der drohenden Gefahr in Kenntnis zu setzen. Ob man sich auf die auf's beste ausgerüstete Armee von 20 000 Mann unter Feldmarschall Graf Johann Ludwig Wallmoden-Gimborn verließ? Eher ist anzunehmen, daß man gar keinen vernünftigen Plan im Kopfe hatte, denn sonst wäre folgender offizielle Aufruf an Wallmoden's Armeekorps eine vollständige Unmöglichkeit gewesen. In diesem Aufrufe fand sich die sonderbare Weisung:

„Alles zu vermeiden, was ombraße (Verdacht) oder Aufsehen erregen könnte, ja nicht zu feuern, und nur im äußersten Notfalle das Bajonet, jedoch mit moderation zu gebrauchen. Eben so lächerlich in des Wortes weitester Bedeutung war der offizielle Befehl an das Volk „bei Strafe sich zu waffnen.“

Napoleon verfehlte nicht, diese sonderbare Art, dem hannöverschen Volke die höchste Tugend, den Patriotismus, anzubefehlen, mit verdientem Spotte zu geißeln. Der Moniteur, das geleseste Blatt in Frankreich, brachte die Schande der Hannoveraner mit dem Beifuge in die Oeffentlichkeit, daß unsere Generale und die englischen Prinzen, Cambridge und Cumberland, davon gelaufen seien. Es war eine Zeit der tiefsten Schmach, die das hannöversche Volk mit dem Rainszeichen der Feigheit brandmarkte.

Und immer größer wuchs diese Schmach, sie überwuchs jede Hoffnung des biedern Volkes, mit seinem Blut und Leben sich loszuringen aus der tiefen Erniedrigung, in die es gestossen worden auf so unverantwortliche Weise, denn schon am 3. Juni, acht Tage nach dem Einmarsche der Franzosen, wurde die berühmte Konvention von Sühlingen abgeschlossen, der zufolge die hannöversche Armee Pferde und Waffen und alles abliefern mußte, was sie besaß. Nicht darin lag der Schimpf allein, sondern in dem Gebahren der dies Ablieferungsgeschäft besorgenden Abgeordneten der Stände, die den armen um ihre Kriegerehre gebrachten Soldaten drohten, ihnen den Lebensunterhalt zu entziehen, wenn sie sich nicht gehorjam in die über sie verhängte Schande fügen würden.“

„Pui! Pui!“ rief einer der Herren.

„Die Beute Napoleons war groß,“ las der Verfasser dieser Schilderung weiter. „Außer 500 Kanonen, 40 000 Gewehren, Patronen und Pulver in Massen, 4000 Kavalleriepferden . . .

und den edeln Rossen des königlichen Marstalls . . . fiel dem State Frankreich ein deutsches Land zu, das jährlich an fünf Millionen Taler einbrachte. Der zwei Jahre lang dauernde Besuch der Franzosen kostete dem Hannoveranerlande an siebenundzwanzig Millionen Taler . . . alles das war ohne Schlacht und mit Verlust aller Ehre verloren gegangen. Der Verlust der ungeheuren Summen hätte sich im Verlaufe der Zeit vergessen lassen, die Schmach aber, welche das brave Volk von Hannover durch seinen König und dessen untertänigen Ständen erlitt, bleibt unvergeßlich für alle Zeit.“

Eine lange Pause folgte.

„Das ist ein Schluß, der wie ein Blitzstrahl in viele Herzen einschlagen wird!“ rief Doktor Philipp.

„Und wißt Ihr, lieben Freunde, warum ich diese Schilderung als Schluß unseres Festchens wählte?“ fragte der Vorleser. „Einfach deswegen, weil es unter unserem Volke eine Unmasse Schwachköpfe gibt, welche felsenfest an die königliche Großmut glauben. Georg I., Hannovers letzter persönlich regierender Kurfürst, nahm, als er 1714 den englischen Thron als König bestieg, den hannöverschen Kronschatz, meist in Juwelen bestehend, mit nach London. Seitdem sind über hundert Jahre vergangen; aber . . . sie blieben jenseits des Kanals. Derselbe Fall wiederholte sich, als die Franzosen im Jahre 1803 das Hannoveranerland besetzten. Kurz vor ihrem Einmarsch befahl man von London aus, sämtliches Kroneigentum des Kurfürstentums nach England einzuschiffen . . . es geschah. Mehr als ein fünfstel Jahre eines Jahrhunderts sind seitdem vergangen, aber von einer Zurückerstattung des aus dem Lande entführten Kroneigentums ist noch keine Rede gewesen. Es läßt sich kein Vers darauf machen.“

Nachdem die vier Männer noch das nötige über Drucklegung und Verbreitung der zwanglosen kleinen Feste mit einander besprochen hatten, begleitete Doktor Philipp sie zum Gartentor, wo sie Abschied von ihm nahmen. Er begab sich dann auf die Terrasse, von wo er die Veränderungen besichtigte, die er in dem Garten angeordnet hatte. Ein bedeutendes Rasenstück war zu einem Spielplatz für Kinder umgewandelt worden. Sich an die Säule lehrend, welche das umfangreiche Pilzdach auf ihrer Spitze trug, überschaute er diesen. Wie ernst auch des Mannes hageres, fast kummervoll aussehendes Gesicht war, bei diesem Anblicke wurden seine gespannten Züge allmählich weiter, ihr Ausdruck sanfter, wenn auch nicht heiter. Auf dem Spielplatz tummelte sich eine Gesellschaft junger Mädchen im Alter von acht, neun Jahren in mancherlei Spielen, wie Schaufeln, Ringwerfen, Ballspielen, unter Absingung fröhlicher Kinderlieder Arm in Arm gehangen, im Kreise umherziehen und andere.

„Wie glücklich sind diese Kinder!“ sprach er nach ziemlich langem Zuschauen vor sich hin. „Mein herzige Gretchen hat noch keine Ahnung, daß es etwas gibt, um das es recht von Herzen traurig werden könnte . . . möchte es doch nie davon erfahren! nie! Und doch wird dies Leid ebenfalls an das gute Kind herantreten . . . ich kann es nicht vor dieser schlimmen Erfahrung schützen . . . ich kann es nicht!“

Der Doktor versank bei diesem ihm schweren Kummer verursachenden Gedanken in trübe Stimmung, aus der er sich nicht eher losreißen konnte, als bis seine schlaff herabhängende Hand von einem par Kinderhändchen ergriffen und von heißen Lippen berührt wurde. „Du bist es, mein Goldgretchen?“ fragte er niederblickend. „Ich hätte es wohl denken können, daß du es seiest, liebes Kind. So wie du liebt mich ja niemand . . . du bist mein kleiner Hausengel.“

„Das sagst du immer, Väterchen, aber du bist gar nicht fröhlich dabei,“ redete die zierliche Kleine. „Unser Herr Kantor hat uns erzählt, daß, wenn ein Engel erschiene, der allemal recht fröhlich sein könne. Warum bist du es denn nicht, wenn ich dir als Hausengel erscheine?“

„Kind, ich bin auch fröhlich, gewiß recht sehr; aber ich muß gar zu viel denken . . . die Apoteke, das Laboratorium und alles andere, was dazu gehört . . . das macht mich ernst und dabei vergeht's Lachen. Wenn du zum Beispiel deine Schulaufgaben zu machen hast, kannst du dabei lachen?“



„Nein, Väterchen, ich möchte dabei manchmal lieber weinen. Ich studire nicht gern, das mag's am Ende wohl sein.“ Goldgretchen seufzte bei diesem Geständnis ihrer Abneigung vor dem Gelehrtentum recht von Herzen, so daß ihr Vater sich des Lächelns nicht verwehren konnte, weil ihre Klage über die Molestien des Studirens gar zu komisch klang.

Sie war, wie schon erwähnt, in's neunte Lebensjahr eingetreten, ihr Geist aufgeweckt, munter, und zeigte sich ihr Wuchs auch nicht besonders vorgeschritten, so entschädigte doch die Schlantheit und Zartheit der Formen ihre kleine Figur, welche ihrer Erscheinung den Reiz des Lieblichen verliehen. Ein freundliches, sanft gerötetes Gesicht, aus dem ein par rehbraune Augen alles so gutmütig und klug anschauten, was ihr vorkam, machten auf jeden, der mit ihr in Berührung trat, einen herzwinnenden Eindruck. Ihr wohlgeformter Kopf, von hellbraunen natürlichen Locken umgeben, vervollständigte ihr hübsches, einnehmendes Aeußere.

Nach einer Weile, in welcher der Doktor sein zierliches Töchterchen mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete, fragte er es: „Du willst mich wohl um etwas bitten, oder hast eine Frage an mich, daß du deine Freundinnen deswegen verlassen hast?“

„I nu . . .“

„Warum stockst du, mein Goldmädchel? Hast du Furcht vor mir? Nun, sage nur, es wird wohl etwas gar so Erschreckliches nicht sein . . . das kann ich mir nicht denken.“

„Ach, Väterchen, denk's immer, es ist wirklich etwas gar Erschreckliches. Werde nur nicht böse auf mich, sonst kann ich dir's garnicht sagen.“

Der Doktor antwortete lachend: „Nein, mein Kind, ich ver spreche es dir, ich werde gut bleiben.“

Was Gretchen ihm mitzuteilen hatte, gehörte in der That zu dem Schweren, das nicht allein auf ihr kindliches Gemüt, sondern noch tiefer und eingreifender auf das seinige wirkte.

Bis jetzt hatte weder er, noch die Amme, welche er als ihre treue Pflegerin im Hause behalten, noch sonst jemand von ihrer Mutter anders als von einer Gestorbenen zu ihr gesprochen. Gretchen dachte darüber nicht nach, sie wußte nur von Hörensagen, das Gestorbene in den Himmel kommen und weil es in diesem so schön sei, nicht wieder auf die Erde zurückkehren. Dieser Glaube hatte also garnichts Betrübendes für ein Kinderherz. Jetzt hatte sie jedoch unerwartet eine ganz andere Anschauung über diesen höchst wichtigen Gegenstand gewonnen, wenn man überhaupt eine Kenntnis, welche die Seele mit Schrecken durchschauert, als einen Gewinn bezeichnen kann. Eine ihrer Schulfreundinnen, der sie besonders zugetan war, hatte ihr vertraut, warum sie, Gretchen, keine Mutter habe.

Durch die Jahre daher verlor sich das damalige Stadtgespräch, die philipp'sche Ehescheidung betreffend, von der Tagesordnung der Gegenwart, man sprach zuletzt selten oder garnicht mehr davon und die Folge davon war, daß dies Ereignis fast ganz vergessen wurde, wenigstens schien dies der Fall zu sein, obwohl in Gesellschaftskreisen daselbe immer noch zuweilen Erwähnung fand, wenn es an Unterhaltungstoff mangelte. Gretchens Freundin, deren Vater ein renommirtes Weingeschäft mit von wohlhabenden Bürgern viel besuchter Weinstube besaß, hatte diese Geschichte gelegentlich von den daselbst Anwesenden besprechen hören. Die Leute beachteten das still im Winkel des großen Gastzimmers sitzende Mädchen zu wenig oder garnicht, um ihren Reden eine Rücksichtnahme aufzuerlegen und so erfuhr Gretchen von dieser stillen Ohrenzeugin das ihr bisher verschwiegen gebliebene Geheimnis.

„Mein gutes Kind,“ hob Doktor Philipp an . . . „ich beklage aufrichtig, daß du Kenntnis von einem so traurigen Vorgange erlangt hast, den ich dir zu verschweigen, so lange dies nämlich möglich sein würde, entschlossen war.“ Ihre Wangen streichelnd, sprach er weiter: „Es ist wahr, daß ich mich von deiner Mutter scheiden ließ. Die Ursache, warum dies geschah, dir jetzt mitzuteilen, würde unverantwortliche Torheit von mir sein . . . du bist zu jung, um schon einen Einblick in Dinge tun

zu können, welche Unglück und Trauer über Menschen zu bringen imstande sind. Später sollst du alles erfahren.“

„Später?“ redete die Kleine vor sich hin, dann hob sie den Kopf zu ihm auf und fragte: „Dauert das noch lange?“

„Erwarte es, Kind.“

Eine Pause folgte, dann fragte Gretchen recht vertraulich: „Hatte meine Mutter mich lieb?“

„Ja.“

„Ja? Oh, daß du mir das sagst, macht mir Freude!“

„Gehe nun zu deinen Freundinnen, mein kleiner Hausengel, spiele, sei fröhlich. Ich freue mich, wenn ich dich heiter und glücklich sehe. Und rede nichts von dem, was ich dir jetzt gesagt habe . . . Hörst du?“

„Kein Wort, Väterchen . . . kein Wort! Ich folge dir ja immer.“ Nach einem Kusse auf seine Hand eilte die Kleine die Terrasse hinunter dem Spielplatze zu.

Doktor Philipp schaute ihr nach. Aus seinen Zügen schwand der Ausdruck von Freude, wie er ihn Gretchen gegenüber gezeigt hatte, dann spazierte er eine lange Zeit in Gedanken versunken auf der Terrasse hin und her. Er durchlebte jetzt einen Rückblick in jene traurigen Tage, wo das Urtheil der Scheidung von seinem Weibe ihn zum alleinstehenden Manne gemacht hatte. Gretchens Frage regte die traurige Erinnerung in seinem Gedächtnis an jenen dämmerigen Morgen, wo er Lucie zum Wagen geleitet hatte, so mächtig auf, daß ein Zittern ihn befiel und er sich mit beiden Händen an die Brüstung der Terrassenmauer festhalten mußte, um nicht zu wanken. Auf der Straße unten fuhr eine Post vorüber, der Postillion blies das altbekannte: „Was kommt dort von der Höh“ . . . es stimmte nicht mit dem Denken und Empfinden des Doktors, er ging nach dem Pavillon. Da war es still wie an jenem Morgen, wo Lucie ihn hatte verlassen müssen, heute war er von seinem Gretchen daran erinnert worden und es war seltsam genug, daß es ihn bekümmerte, seit der Abreise der von ihm Geschiedenen nichts mehr von ihr gehört zu haben. Für ihn war sie verschollen, niemand wußte etwas von ihr.

War sie glücklich auf ihrem neuen Lebenswege und wo bestand sie sich jetzt? Das waren Fragen, die ihm unbeantwortet blieben, obwohl er in aller Stille die Jahre daher nach ihr geforscht hatte.

Als sie im frühesten Morgengraue von Hildesheim fortfuhr, war es so düster in ihrem Geiste, daß sie wie gebrochen in der Wagenecke zusammengesunken lehnte. Konnte es anders sein? Sie hatte ein zertrümmertes häusliches Glück zurückgelassen, alle Hoffnungen ihrer Zukunft schienen von ihr verschwunden, an allem war sie arm geworden. Es durchrieselte sie der Schauer, vor der Welt die Schmach der Unehre zu tragen. Sie wagte es nicht, aus dem Wagen zu schauen, in der Furcht, von einem oder dem andern der die Straße Passirenden erkannt zu werden, die Scham verwirrte ihr Denken, es hatte sich zum unregelmäßigen Durcheinander gestaltet. Erst als das Morgengraue durch das Licht des jungen Tages verdrängt wurde und über die Gegend, welche sie durchfuhr, den Schimmer des ersten Sonnengoldes breitete, beruhigte sich auch das ungestüme angstvolle Leid in ihrer Seele, obwohl sie sich keinen Trost zu geben wußte. Und doch blieb ihr ein solcher nicht fern.

Ruhiger geworden, sann sie über die ihr zu Gebote stehenden Mittel nach, sich eine Stellung zu gründen, um sich durchzubringen. Der Zwang, arbeiten zu müssen und Entbehrungen zu tragen, die sie wohl früher kannte, an die sie aber in dem behaglichen Leben an der Seite eines wohlhabenden Gatten nicht mehr gedacht hatte, machte sie zittern . . . ach, ihr Broderwerb als Arbeiterin seiner weiblicher Arbeiten war damals schon ein ziemlich kümmerlicher gewesen, wie sollte er jetzt ein besserer sein, wo die Frauen und Mädchen ihres Heimatsstädtchens jedenfalls gegen sie eingenommen, sich von ihr abwenden würden?

„Mein Himmel, was lange ich an?“ stöhnte sie vor sich hin: „Meine wenige Barschaft hält mich nur auf einige kurze Monate aus, was dann?“

Eine unwillkürliche Handbewegung veranlaßte das Herunter-



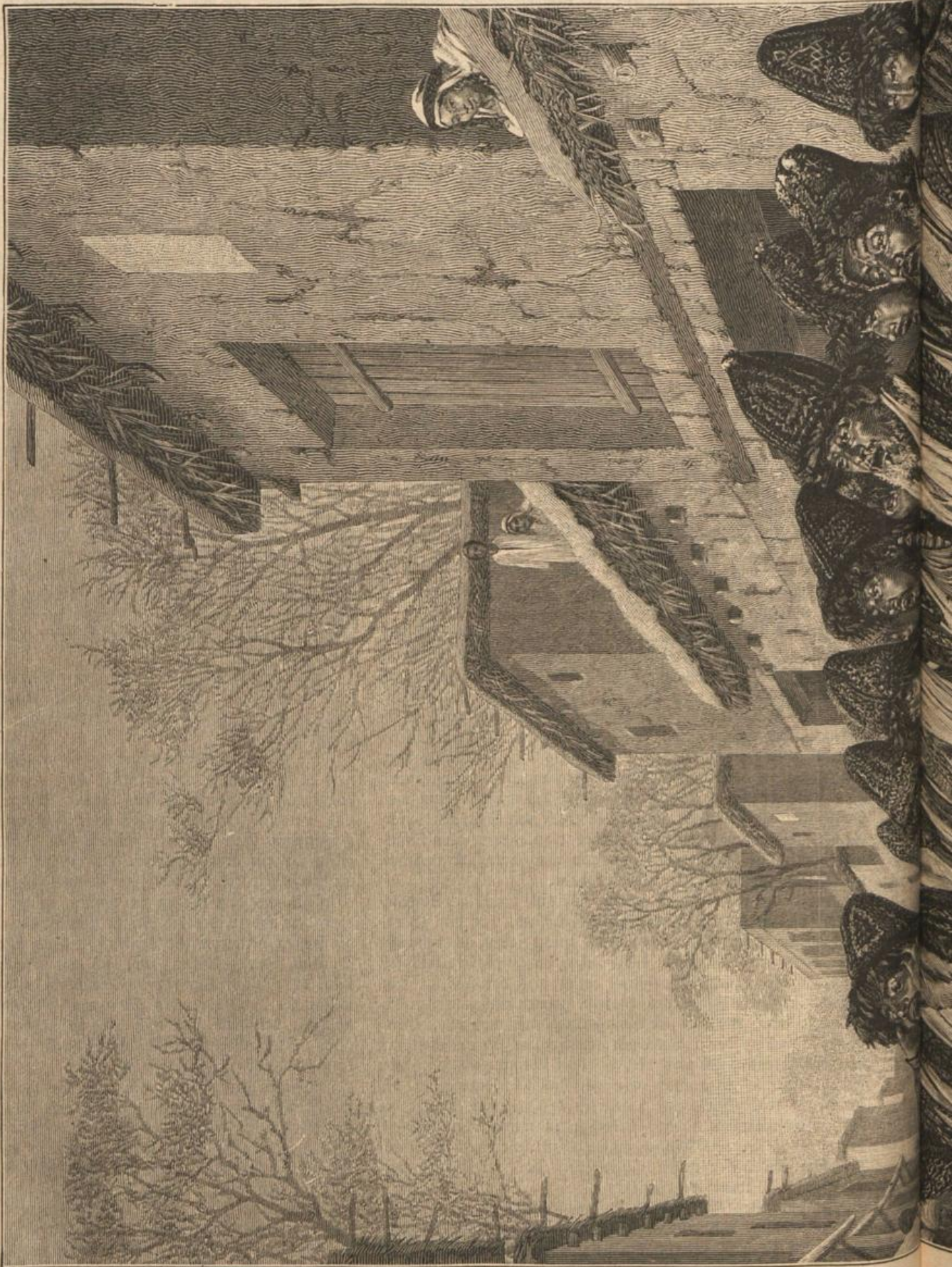
fallen des ihr von Doktor Philipp kurz vor der Abfahrt auf den Schoß geworfenen Briefes, der, von einem der weiten Ärmel des Mantels überdeckt, so vollständig ihrem Blick entzogen blieb, daß sie ihn nicht bemerken

konnte. Jetzt griff sie darnach. Das Couvert trug keine Adresse, auf der Rückseite aber sah sie Doktor Philipps Botschaft mit seinem Namen in rotem Siegellackabgedruckt. Sie schien nicht Willens, ihn zu öffnen und besah ihn unschlüssig.

Endlich entschloß sie sich dazu. Die Ueber- raschung, welche die Zulage auf sie bewirkte, war groß ... ohne jede schriftliche Beilage fand sie fünf Hundert- taler-Scheine darin liegen.

Ihr Erstaunen glich in den ersten Momenten einer Erstarrung. Die Großmut des von ihr so schwer betroffenen Mannes erschütterte sie jedoch so sehr, daß sie in einen Tränenstrom ausbrach. Ihre Kühn- ung überwältigte lange jedes andere Denken bei ihr; aber als ihr Weinen nachließ, kam das letztere an die Reihe. Jetzt war sie der Sorge um ihr Fortkommen wenigstens in so weit enthoben, daß sie auf ein oder zwei Jahre lang vor Kummer um ihren Lebensunter-

halt sich gesichert wußte, und diese Entlastung gewährte einer Flut Gedanken die Möglichkeit, sich zu überstürzen und in ihrem Geiste



eine große Veränderung hervorzurufen. Bis jetzt war die Neigung zu Sir Clinton in ihrem Gedächtnisse abgeblaßt, sie war zu tief niedergedrückt gewesen, um sich mit irgend welchen Hoff-



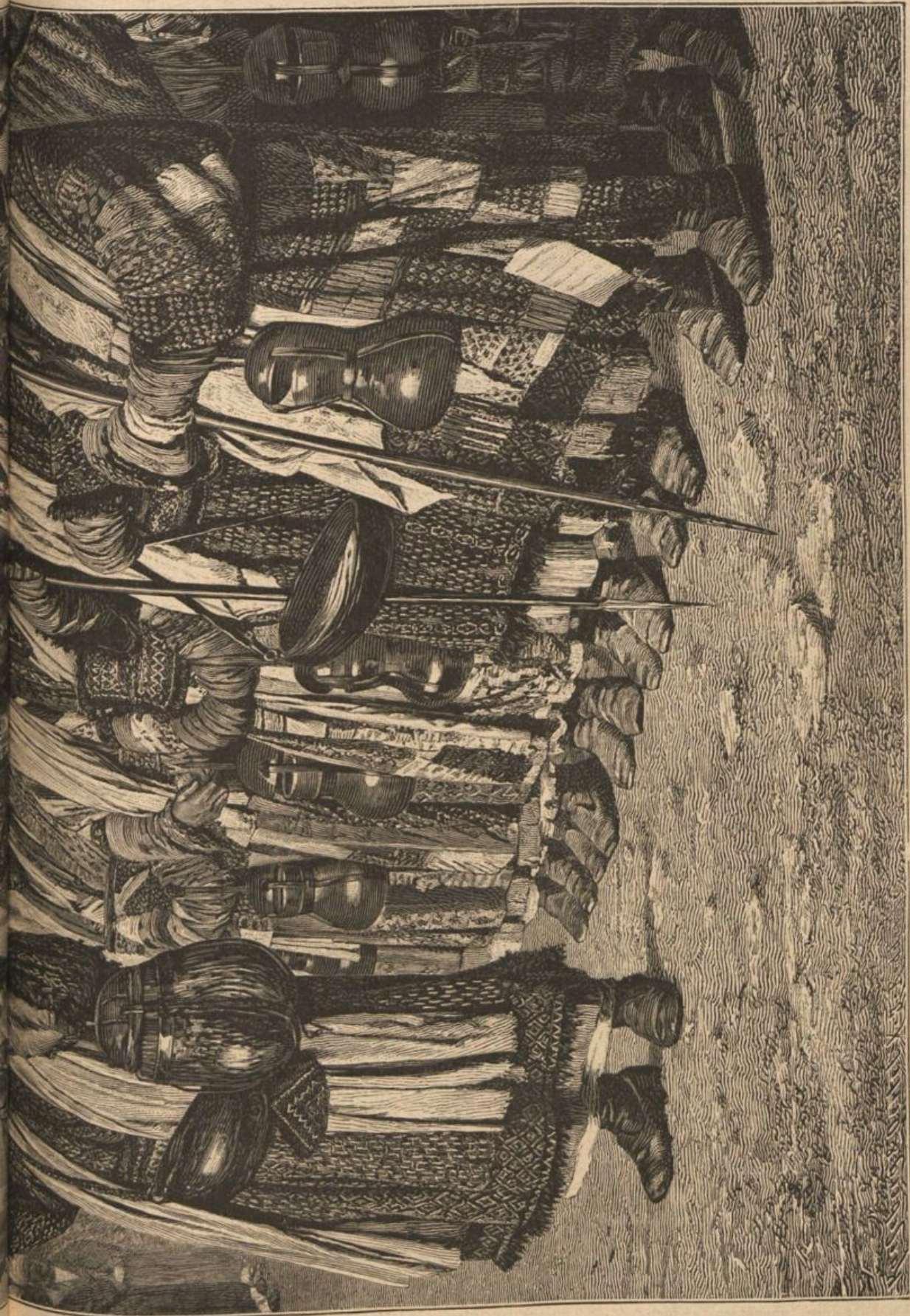
nungen an eine Wiederanknüpfung ihres zerstörten Liebesverhältnisses mit ihm zu beschäftigen.

durch einen Zauber verweht aus ihren Sinnen, sie wußte sich im Besitze des Mittels, nach London fahren zu können und entschloß sich, diese Reise zu unternehmen. Die gewaltig zurückgedrängte Leidenschaft trug den Sieg davon.

\* \* \*

Zu den Begünstigungen einer Seereise, ob sie lang oder kurz sei, gehört es, die wallende Flut in ihrer Herrlichkeit zu sehen und dies ist der Fall zur Vollmondzeit, wenn tiefe Ruhe den Wogenang mächtig. Der unendlich sich ausbreitende Lichtglanz, der das leichte Wellenkräufel überfließt, gleicht brennendem Silber, es ist ein Zauber, der durch's Auge ins Herz dringt und nie vergessen werden kann. Wie die Meereswogen sich unter der Windstille glätten, so sollte man meinen, müßten sich auch die Gedanken beruhigen, welche das Menschenherz feindlich berühren, dies aber schien sich nicht zu bewahrheiten bei einer jun-

Singende Periwische. Von Dajil Wereschagin. (Seite 415.)



Wie hätte sie nur das Wiedersehen mit ihm ermöglichen sollen! Sie mittellos . . . er, ein vornehmer Cavalier und in dem großen London! Die Unmöglichkeit aber schwand jetzt wie

gen Frau, welche in der Mitternachtsstunde auf dem Deck des guten hamburgischen Schiffes: „Deutschland“, das für die Tour zwischen Hamburg und London und umgekehrt bestimmt war, sich nieder-



gelassen hatte. Sie sah sehr ernst und nachdenklich auf die von blendendem weißen Glanze überflossene Fläche der so still wie schlafend erscheinenden See.

Es befanden sich auf Deck nur eine kleine Anzahl Passagiere, die sich den Anblick dieses reizenden Seelichtbildes nicht entgehen lassen wollten . . . vielleicht lag die gleiche Anzahl schlafend in ihren Kojen . . . und deshalb ging es ziemlich still her.

„Wo sind wir jetzt, Herr?“ fragte die junge in einen dunkeln Mantel eingehüllte Frau einen Herrn, der an ihr vorüber spazieren ging.

„Vor Margate, Miß,“ lautete die Antwort. Die englischen Kreideseifen machen uns ihr Kompliment, sie haben ihr bestes Feierkleid an. Ein Mädchen weiter und wir fahren in die Themse ein.“

„So nahe schon London?“ fragte jene.

„Ei nun, Miß, 's ist immer noch eine hübsche Strecke, wo man links und rechts manches zu sehen bekommt; aber interessant ist die Fahrt . . . Sie werden mir beistimmen, wenn wir sie durchmachen.“

„Sie haben sie durchgemacht sicher mehrmals?“

„So ist es, Miß,“ antwortete der Gefragte. Ich gestehe Ihnen, daß meine jetzige Fahrt auch zugleich meine angenehmste ist. Als ich zum erstenmale hier an Margate vorüberfuhr, hielt ich mich überzeugt, daß ich London nicht sehen würde.“

„Warum, mein Herr?“ fragte die junge Frau. „Hatten Sie Unglück . . . fielen Sie über Bord?“

„Das nicht, Miß . . . nein. Bei stürmischem Wetter steht es mit der Begrüßung der englischen Kreideseifen gewöhnlich übel. Die wenigsten Reisenden sind imstande, nach einer so unruhigen stürmischen Nacht, wie ich mit meinen Mitpassagieren sie damals überstand, sich am Morgen mit Behaglichkeit auf das Verdeck zu begeben. Elend, krank wagt man es nicht, sein Lager zu verlassen, man hat keinen andern Sinn, als die aufgeregte Halbmenschlichkeit in uns wieder in Ruhe zur Gesamtheit zu sammeln. Die Seekrankheit ist ein ganz abscheuliches Uebel, des gestörten Selbstbewußtseins ist man kaum zur Hälfte mächtig.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Unfug der Deposition und des Pennalismus auf den deutschen Universitäten.

Ein Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert, von A. M.

(Schluß.)

Daß in Zeiten, wo Tausende der Kriegssurie erlagen, das einzelne Menschenleben wenig galt, ist natürlich, und so sehen wir denn auf allen Universitäten Mord und Todtschlag im Gange, sowohl der Studirenden unter sich, als auch zwischen Studenten und Nichtstudirenden. Ermordete doch sogar am 22. Jan. 1631 ein Rostocker Student Jakob Barmeyer den Kommandanten der kaiserlichen Besatzung, den Obersten Heinrich Ludwig von Hayfeld. —

Wie weit an solchen Mord- und ähnlichen Gewalttaten der Unfug der Pennale schuld war, zeigen vielfache zeitgenössische Berichte. Wie das Beispiel wirkte, das sie täglich vor Augen hatten, zählt ein Programm der Universität Gießen auf: „Daß die jungen Studiosi, als welche es von den Alten gesehen und gelernt, sich einander mit solchen häßlichen, unzüchtigen und leichtfertigen Beschimpfungen, exagitationibus, Schlägen und barbarischen, mehr als heydnischen, ganz teuflischen Gebahrungen und Ueppigkeiten veriren und beschweren.“ . . . Und irgend einen Ersatz, eine Entschädigung für die Verläugnung seines ganzen Selbst mußte der Pennal haben, die eben, traurig genug, darin bestand, nicht nur seine Mitpennale, sondern auch andere Leute zu veriren und zu verhöhnen. Vornehmlich aber — und dies möge man wohl beachten, weil es das größte Hindernis für die Beseitigung des Pennalismus abgab — hielt den Pennal die Aussicht und Gewißheit aufrecht bei Tuldung der entwürdigenden Behandlung, daß er nach überstandener Pennalzeit Jüngere ebenso wieder plagen könne, als ihm geschehen. Von ihren Peinigern wurden die Pennale förmlich zu allen Böslichkeiten angehalten: In der Kirche störten sie die Besucher durch allerhand Narrenspotten, den Frauenzimmern stellten sie beim Hinausgehen ein Bein, küßten sie auf offener Straße und führten die unflätigsten Reden; den Bauern stahlen sie das, was diese zu Markte brachten, drangen den Bürgern, die sie „Bechen“ nannten, in die Häuser, um dort Unfug zu treiben, zogen in die Vorstädte und auf die umliegenden Dörfer, um dort die leichtfertigen Händel anzufangen, und machten sich überall so unnütz als sie nur konnten. Der schon erwähnte Magister Wolfig. Heider nennt einen solchen „Studentenjungen“ jener Zeit „einen Buben, von dem du mit gutem Grunde der Wahrheit sagen kannst, der Teuffel habe ihn in der Hellen geheckt und nach seinem Ebenbilde erzogen, nemlich einen unflätigen, fluchenden, diebischen, schmähhastigen, unruhigen Jungen.“

Hatten sie nun endlich ihre Pennalzeit überstanden, so erhielten sie die Absolution, d. h. sie wurden zu wirklichen Studenten gemacht. Dies geschah in feierlicher Versammlung der Nation (des National-Collegiums) durch den Senior derselben,

vor dem sie kniend im Namen der heil. Dreifaltigkeit losgesprochen wurden, nachdem sie gelobt hatten, den Neulingen gerade so mitzuspielen, wie ihnen mitgespielt worden. Sie empfingen sodann die Erlaubnis, den Degen zu tragen und sich mit Federn, Schärpe und andern modischen Zierraten zu schmücken.

Daß unter solchen Verhältnissen trotzdem die Universitätszeit damals 4—5 Jahre dauerte, an ein wirkliches Studiren kaum gedacht werden kann, leuchtet ein. Die Fürsten, sowie die akademischen Behörden erkannten auch ganz wohl, daß ein derartiges Treiben den Ruin der Hochschulen herbeiführen müsse, und erließen daher mannigfache Verbote und Verordnungen gegen das Pennalwesen, die Teilnehmer mit harten Strafen bedrohend, und auch die Geistlichen eiferten von den Kanzeln gegen das Unwesen.

Auf dem Reichstage zu Regensburg traten 1654 endlich auf Befehl der protestantischen Kurfürsten deren Räte und Gesandte zur gemeinschaftlichen Bekämpfung des Uebels zusammen und verließen sich zu einer allgemeinen Verordnung vom 1. Mai 1654, aus welcher wir Folgendes hervorheben: . . . „Obgedachtes alles wollen wir von einem jeglichen, der sich auf unsern Universitäten anjeto befindet, oder instünstige aufzuhalten gedenkt, auf's genaueste abserviret haben, so lieb ihm ist, die Straff des Gefängnisses und nach Gestalt des Verbrechens der Relegation eum infamia zu vermeiden, welche ein jeder, so hienwieder am geringsten zu freveln sich erkühnen wird, dergestalt ungesäumt zu erwarten haben solle, daß, wann er dieses so hoch verbotenen Pennalirens u. u. halben in die obangedeutete Straff verfallen zu sein declarirt worden, der oder dieselbe als malae notae subiecta zu keinen Ehren-Ämtern oder Diensten in unsern Kurfürstenthumen und Gebieten, in geist- oder weltlichen Stand, beruffen noch befördert, sondern als Leuthe, welche ihre Jugend in Laster und Aergerniß zugebracht und alles Favore unwürdig allenthalben geachtet werden sollen“ . . . Außerdem ward noch bestimmt, daß die auf der einen Universität Relegirten, auf keiner anderen Aufnahme finden sollten, es sei denn, daß sie sich mit der vorigen Universität „verglichen und ausgeöhnt“ und ein Zeugnis darüber beigebracht.

Doch auch dieser gemeinsame Schritt unterdrückte das Unwesen noch nicht, denn schon 1655 erläßt Landgraf Wilhelm von Hessen wieder eine scharfe Verordnung gegen die Ausschreitungen zu Gießen; 1656 die Universität Leipzig, 1659 und 1661 Frankfurt a/D. 1661 ist einer zu Leipzig relegirt worden, der auf der naumburger Peter-Pauls-Messe „in einem gräulichen Narrenhabit auf einer langen Stange herumgeritten und sogar der Kirche nicht geschonet.“ Auf dieser Messe, die von



den Studenten aus Jena und Leipzig stets stark besucht war, scheint es überhaupt in gedachtem Jahre toll hergegangen zu sein, worüber der obengenannte Christian Schöttgen folgendes erzählt: „Daß die Studenten in Raumburg etwas recht enormes vorgenommen, wissen viele Leute zu sagen, worin es aber eigentlich bestanden, ist weniger bekannt. Einer von meinen alten Präceptoren, der selber noch ein Pennal seyn müssen, hat mir folgendes erzehlet: Die Studenten hätten eine ordentliche Leiche bestellt, mit dem Vorgeben, es wäre einer aus ihrem Mittel Todes verblieben, deswegen auch die Geistlichkeit, Schule, Kirche und alles bezahlet. Als man nun unter ziemlicher Begleitung die Leiche auf den Gottesacker gebracht und daselbst den Sarg geöffnet, so habe ein Hering drinne gelegen. Andere sagen, als eine benachbarte Fürstin, wegen eines großen Schwarmes derer Pennäle in ihrem Wagen still halten müssen, hätte ihr einer den Hut, den sie auf dem Kopfe gehabt, herum gedreht mit denen Worten: ‚Ich gebe einen Dreyer und drehe einmal.‘ Daß man sich an einer fürstlichen Person vergriffen, kommt mir aus der Ursache wahrscheinlich vor, weil bald darauf Fürsten und Herren sich einen Ernst sein lassen, dieses Unwesen mit Stumpf und Stiel auszurotten.“

In demselben Jahre findet der große schon erwähnte Aufstand in Jena statt. 1661 rottet die Universität Gießen das Pennalwesen gänzlich aus; am 24. Mai wird zu Leipzig und Wittenberg ein kurfürstliches Patent angeschlagen. Nach Veröffentlichung des Mandats aber rothen sich zu Wittenberg über 200 Pennäle zusammen, die sich verpflichten und verschwören „über dem Pennalwesen zu halten und es nicht abschaffen zu lassen.“

Am hartnäckigsten sträubten sich die Pennäle selbst gegen die Abschaffung des Pennalismus, und doch liegt dies in der menschlichen Natur: man wollte, wie ich schon oben andeute, nicht umsonst ein Jahr lang alle Peinigungen ertragen haben und sodann nicht selbst als Herren der Jüngeren auftreten zu können. Schwer hielt es namentlich die Ablegung der so unwürdigen Pennalleidung durchzusetzen. Da zu Wittenberg die Pennäle in dieser Richtung den Gehorsam verweigern und viele die Universität deshalb verlassen, ergeht ein landesfürstliches Reskript „daß wer sich weigern oder die sächsischen Universitäten aus Trotz verlassen würde, der sollte, dafern er ein Landeskind, sich keine Beförderung in kur- und fürstlich sächsischen Landen zu getrüsten haben, wären es aber Fremde, solle es ihren Obrigkeiten gemeldet und sie deshalb zur Strafe gezogen werden.“

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Duellwesen, dessen Streitigkeiten und Schlägereien der Studenten zu jener Zeit. Schon auf der pariser Universität war nach dem Zeugnis von Limneus das offene oder heimliche Tragen von Waffen verboten, und nach diesem Vorbilde auch auf sämtlichen deutschen Universitäten. Allein trotz dieser Verbote war das Tragen von Waffen unter den Studenten allgemein, und daß sie rasch zum Schwert griffen, insolge dessen kein Wunder. Daß außer anderen Nebeln auch die Kauflust durch den dreißigjährigen Krieg neue Nahrung bekam, ist ganz natürlich. Sah doch die studierende Jugend das Tragen von Waffen als ein Privilegium an, das sie vor den Bürgern und Handwerkern, denen das Tragen von Waffen ebenfalls streng verboten war, auszeichnete. So kam es denn, daß aus jener Zeit eine Unzahl Fälle von Duellen und Kaufereien der Studenten unter einander, häufig mit tödtlichem Ausgange, gemeldet wurden. Daß dergleichen Kämpfe nicht bloß am Tage, sondern auch Nachts stattfanden, lehrt uns eine Verordnung der akademischen Behörden in Jena vom 7 Juni 1635, in welcher der Herausforderer mit allgemeiner, der Geforderte bei Annahme der Forderung mit privater Relegation auf längere oder kürzere Zeit bedroht wird. Spätere Verordnungen sind noch schärfer, sie belegen die Duellanten mit dreizehn- und vierjähriger Gefängnisstrafe, ewiger Landesverweisung und Einziehung des vierten Theils des Vermögens; bei tödtlichem Ausgange sollte der Gefallene vom Nachrichten auf der Richtstätte eingescharrt, der Täter aber mit dem Schwerte gerichtet werden. Sekundanten hatten eine sechs-wöchentliche bis einjährige

Gefängnisstrafe zu gewärtigen, Studentenjungen aber, welche „insgemein zu dergleichen Bosheiten geneigt und begierig,“ sollten für ihre Beihilfe bei einem Duell vom Büttel im Gefängnis mit Ruten gestrichen werden. Derartige Verordnungen zeigen uns, wie schlimm es in dieser Beziehung auf den Universitäten bestellt gewesen sein mag, beiden helfen sie nicht viel, und die blutigsten Kaufereien und Konflikte sind während des ganzen 17. Jahrhunderts an der Tagesordnung. Aus vielen Fällen nur einen einzigen: „Am 4. Oktober 1682 wurde Joh. Christoph Wegens, geheimen Rats und Kanzlers zu Merseburg uff der Universität Jena studirender einziger Sohn, Namens Johann Georg, des Nachts in der Johannis-Gassen von einer ihm entgegenkommenden tumultirenden Kompagnie angefallen, ihm anfangs die Nase, sammt einem Stücke von der Leffen (Oberlippe) abgehauen, hernach aber uff der linken Seite der Brust von oben herein dergestalt gestochen, daß er alsobald darnieder gefallen und des Todes blieben, welchen tödtlichen Stoß Joh. Adolf von Wangenheim, ein adlicher Studiosus, von Buchheim bei Sonneborn, in dem Fürstentum Gotha bürtig, verübt, und darauß sich sobald auff die Flucht begeben.“

Daß auch die von den adlichen Studenten beanspruchten Vorrechte häufig Veranlassung zu Händeln und Kaufereien gaben, zeigt uns ein Vorfall in Jena vom Jahre 1607. Ein preussischer Adliger Kaspar Frobner hatte seine adlichen Kommilitonen gegen ihre bürgerlichen Mitbrüder dergestalt aufgehetzt, daß es zu einem förmlichen Kampfe mit Degen und Schießgewehr zwischen beiden Parteien kam; nur mit Mühe konnte durch das Zwischentreten des Professors Arumäus und des schon wiederholt genannten Rektors Wolfgang Heider, der bei dieser Gelegenheit verwundet wurde, die Ruhe wieder hergestellt werden.

Man fragt sich billig, wie es möglich sein konnte, daß unter den Augen der Professoren und Lehrer derartige Rohheiten getrieben werden durften und sich der Pennalismus so lange erhalten und solche Ausdehnung annehmen konnte, trotz aller Verordnungen, Mandate und Drohungen? Wenn auch die Wirren des verheerenden Krieges es oft schwer machten, den gegebenen Verordnungen den nötigen Nachdruck zu verschaffen, und es den Uebeltätern erleichterten, sich den verhängten Strafen zu entziehen, so wirkten doch noch andere wichtigere Faktoren mit, die Unterdrückung des Uebels zu verhindern. Es war nicht selten, daß während des dreißigjährigen Kriegs die Professoren keine Besoldung erhielten, wodurch sie sich gezwungen sahen, um sich und ihre Familien ernähren zu können, Studenten in Wohnung und Verköstigung zu nehmen. Da dies eine sehr gute Einnahmequelle für sie wurde, so bewiesen sie sich gegen die Vergehen und Ausschweifungen ihrer Haus- und Tischgenossen sehr nachsichtig, um diese nicht zu verlieren, ja sie nahmen dieselben bei jeder Gelegenheit in Schutz und halfen ihnen durch, so daß schließlich diejenigen Professoren angewiesen werden mußten abzutreten, über deren Konviktualen jeweilig im Senate verhandelt wurde.

Der schon genannte Dr. Joh. Matthäus Meyfarth legt ganz offen den Rektoren und Professoren einen großen Teil der Schuld zur Last, indem er in seinen „christlichen Erinnerungen“ sagt: „Sie haben dazu große Ursache gegeben durch unbedachte Strengigkeit, durch schädliche Lindigkeit, durch verhasste Ungleichmäßigkeit, durch versuchte Geizigkeit, durch schändliche Betrüglichkeit. Denn obwohl viel Rectores aus den Umständen wohl merkten, welche Parthij recht, welche unrecht hatte: jedoch wußten sie die Karte klüglich zu vermischen, mit Vorwenden der Beweis müßte klarer seyn, die Sache wäre noch zweifelhaft u. u. Oftmals waren die leichtfertigen Agenten den Rektoren, Professoren, Doctoren und Magistrern verschwägert, vervettert und sonst verwandt . . . . Andere Professores auf manchen Universitäten haben große Ursache dazu gegeben, wenn sie mit akademischer Jugend gefressen, geoffen, gespielt, gejauchet, gestuchet, kniend gesoffen, geblöcket, geschwermet: wenn sie unter dem Pressen und Sauffen die Geiger und Trompeter holen und die Feldstücke zum Fenster hinaus blasen lassen: wenn sie neben der akademischen Jugend theils auf offenen Plätzen, theils in Stuben, auf Sälen, in



Gärten, in Höfen, in Vorwerckern, in Wiesen gehüpset, getanget, gezeilet. Dieses hat insonderheit gezieret die Theologen, wann sie entweder in langen Röcken, oder langen Mänteln, oder gestutzten Hartzkappen daher gehüpset wie die Elstern, oder wie die Israeliten um das Aeronische Kalb" . . . . . „Gleichwie viele Evangelische Fürsten und Regenten“, fährt er fort, „beizigen Läuften (1636) verfolgten ihre eigene Priester und Prediger mit Armuth und Hunger; also haben in nächsten Jahren viel Evangelische Fürsten und Regenten ihr eigne Doktores und Professores fast mit Gewalt genöthiget die Barbarey auf Universitäten zu befördern. Denn als die Doktores und Professores keine Besoldungen aus den Rentereyen erheben konnten, und doch mit Weib und Kindern in großem Mangel saßen, mußten sie der Wirtschaft sich gebrauchen, Tischgänger annehmen und denen ein fattes Fressen, ein volles Sauffen, ein stetiges agiren, tribuliren, beziren und martern der jungen Studenten gestatten, reichlichen an die Taffel schreiben und den lösesten Gesellen die süßesten Worte geben, ihnen fuchschwänzen, in den Unfläthereyen das gröbste verschweigen, das mittelste läugnen, das geringste bekennen und entschuldigen. Neben diesem haben Fürsten und Regenten große Förderung zu dem Unwesen gegeben, wenn sie mit Troß befohlen, geboten diejenige wieder anzunehmen, die von den Universitäten aus regelmäßigen Ursachen seyn fort geschafft worden; und solches auf ungestümes Anhalten der Eltern, Verwandten und Freunden, die vorgeschüpset, der uralte, adeliche, ehrbare und berühmte Stamme käme in äußerste Verachtung.“ . . . . .

Ein eigentümlicher Umstand ist noch zu berühren: Es findet sich nämlich das Pennalwesen nur auf protestantischen Universitäten und nur in Deutschland, während auf den katolischen nichts davon zu entdecken ist. Der oft erwähnte Meyfarth — Prediger zu Erfurt — läßt sich darüber vernehmen: „Es ist zu fragen, ob auch die Patres der Societät Jesu solche Barbareyen bei den Universitäten und Akademien dulden, da sie lehren? Ich kann es nicht glauben, denn es ist wieder alle Regel ihres Ordens“, und Georg Schröder ruft aus: „Oh, wie wohl sind die Calvinischen und Pöblichen Universitäten, Reiche und Länder, da man dies nicht duldet, in diesem Falle bestellt!“ — Bei einiger Kenntniß der damaligen Verhältnisse kann dies kaum Wunder nehmen. Die widerwärtigen und kleinlichen Streitigkeiten, das ekelhafte Gezänk und das unwürdige Schimpfen protestantischer Geistlicher in Wort und Schrift, konnte unmöglich dazu beitragen, die Achtung vor den Theologen und ihren Einfluß auf die Jugend zu erhöhen. Kam es doch vor, daß die geistlichen Herren zu tätlichen Angriffen auf ihre Gegner schritten! Die Plumpheit, Derbheit, ja Roheit der protestantischen Theologen bildete einen auffallenden Gegensatz zu der Gewandtheit, den feineren Umgangsformen und dem weltmännischen Takte der die katolischen Universitäten beherrschenden Jesuiten. Der Geist des Humanismus, von den Jesuiten auf ihren Bildungsanstalten gepflegt, beschämte mehr als einmal ihre protestantischen Gegner und verfehlte seinen Einfluß auf die Bildung der Jugend nicht. War es doch ein Jesuit Fr. von Spen, der bereits 1631 in seiner *Cautio criminalis* gegen die scheußlichen Hexenprozesse eiferte, während die protestantischen Geistlichen noch eifrige Förderer des Hexenglaubens und der Hexenverfolgungen waren.

Nach dem Zeugniß sämtlicher Schriftsteller, die gegen den Pennalismus auftraten, beteiligten sich an dieser Roheit am meisten die Studenten der Theologie, während Juristen und Mediciner sich mehr davon fern hielten. Dr. J. Matth. Meyfarth, der es aus eigenem Augenschein wissen mußte, schreibt: „An den Studenten der Rechte und der Arzney ist zu loben, daß sie mit dem schändlichen und teuflischen Unstat des Pennalwesens nicht sonderlich ihre Seelen beslecken. Hat es einer oder der andere getan, wie kann ich solches wissen? Aber die leichtfertigen Gesellen, welche verlogener Weise sich Studenten der heil. Schrift nennen, haben sich großen Theils, meines Erinnerns, bei dem Wesen gebrauchen lassen. . . . .“ Bestätigt wird dies durch Schuppins (Marburg), Böcler in seiner *bibliographia critica* (Straßburg), Fabricius (Helmstadt).

Das scharfe, ernstliche und gemeinschaftliche Vorgehen der Fürsten und Universitäten hatte endlich, wie wir gesehen, wenigstens dem öffentlichen Auftreten des Pennalismus ein Ende gemacht (1662—1667), innerhalb der National-Collegien aber wucherte das Uebel, wenn vielleicht auch mit etwas weniger Roheit, weiter. Bei den Zechgelagen und Schmausereien kamen die verschiedensten Ausschreitungen in dieser Beziehung vor, so daß z. B. der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg III. sich in einem Rescript vom 18. Aug. 1682 bewogen sah, die Nationalverbindungen auf der Universität Leipzig zu verbieten.

Auch aus Jena vernehmen wir von Nachwehen des Pennalismus in den Nationalverbindungen. Die älteren Studenten verlangten von den jüngeren mit Ehrerbietung gegrüßt zu werden, und wer sich diesem Verlangen nicht fügte, geriet in Händel und Konflikte, die zu Zweikämpfen führten. In einem Mandate des Herzogs Bernhard vom 22. Juli 1675 wurden die in Jena organisirten 4 Nationen oder Landsmannschaften verboten, allein ohne den gehofften Erfolg. Auf andern Universitäten wird es ähnlich gewesen sein, wie das Fortbestehen der Landsmannschaften auch im 18. Jahrhundert bezeugt. Wenn auch die allmählich milder werdenden Sitten die Schenfligkeiten des Pennalismus nicht wieder aufkommen ließen, so bestand doch noch länger als ein Jahrhundert eine strenge Unterscheidung der Studenten nach der Zeit (den Semestern), die sie auf der Universität zugebracht, was sich besonders durch den innerhalb dieser landsmannschaftlichen Verbindungen herrschenden Ton bemerklich machte. Selbst noch bis in die neuere Zeit ist auf den Universitäten, namentlich bei den Corps oder Landsmannschaften ein Unterschied zwischen den älteren Studenten und den Neueintretenden (Füchsen — wie sie von den in der Zeit des Pennalismus angehefteten und von den Schoristen abgeschnittenen Fuchschwänzen genannt wurden), besonders in dem „pro pona Spinnen“ der letzteren (d. h. im Austrinken verschiedener, oft nicht geringer Quantitäten Biers auf Geheiß der älteren) zu erkennen. Die „Fuchstausen“ und „Fuchshazen“ erinnern noch an pennalistische Gebräuche, und wir stehen nicht an zu behaupten, daß der Vers eines Studenteliedes:

Sauerkraut und Stieselwische  
ist das Leibgericht der Füchse u. c.

wenn auch vielleicht unbewußt, eine Reminiscenz aus älterer Zeit enthält.

Werfen wir, nachdem wir das Erlöschen des Pennalismus geschildert, am Schluß noch einen Blick auf das Ende der Deposition. Bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts tat sich in der Ansicht über den Wert der Deposition ein Umschwung kund, der vorzüglich durch die Ausschreitungen des Pennalismus hervorgerufen ward. Man fing an, einzusehen, daß die Einrichtung unzeitgemäß, nur die allgemeine Roheit beförderte und dem Pennalismus einen Schein der Berechtigung verlieh. Bereits in den Straßburger Senats-Protokollen von 1636 wird darüber verhandelt und in den Jenaer Visitations-Akten spricht sich Herzog Ernst von Gotha über die „possenhafte und bedeutungslose Ceremonie“ aus. Da aber besondere Bezüge für den Dekan der philosophischen Fakultät damit verbunden waren, dauerte es noch längere Zeit, bis die gänzliche Beseitigung erfolgte. In Halle ward die Deposition gleich bei Gründung der Universität 1694 unterdrückt, in Königsberg ward sie 1717 amtlich abgeschafft und an ihre Stelle ein Examen vor dem Dekan der philosophischen Fakultät gesetzt! Wittenberg beseitigte sie 1733, nachdem in diesem Jahre der zeitherige Depositor Bulsius, gestorben war. In Erfurt hörte sie in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz von selbst auf, trotzdem sie noch gesetzlich bestand, ebenso in Jena. Auf beiden letztgenannten Universitäten erhielt sich längere Zeit nur noch der Brauch, den neu Aufgenommenen durch den Pedell die Depositions-Instrumente vorzeigen und deren Anwendung erklären zu lassen. „Dieses Vorzeigen“, sagt D. Schada a. a. O. „war der letzte Rest des einst so allgemeinen Brauches, der sich dann auch nach und nach vollends verlor und nur in der Sprache, in der Redensart: die Hörner ablaufen, eine Erinnerung hinterlassen hat.“



## Eine Säkular-Erinnerung an Schiller.

Von Dr. A. Israel.

(Schluß.)

Zu den merkwürdigsten Gedichten der Antologie zählen in erster Linie die Laura-Oden. Liest man dieselben mit jugendlichen Augen, so ist man geneigt, zu glauben, hier sei „geschöpft aus tiefer Brust des Liedes Flammenborn.“ Auch hat man schon versucht, aus den zerstreuten Farbentönen der Lauragedichte eine Lauragestalt zusammenzumalen, welche Schiller leidenschaftlich geliebt haben soll. Die biographische Wahrheit muß aber dieses Reibelgebilde bei Seite schieben; denn Laura war lediglich ein Phantasiebild. Und prüft man sie genauer, so charakterisieren sich die Laura-Oden eben als dichterische Ergüsse an eine Lustgestalt. Trotz ihres starken Aufwands von sinnlichen Bildern sind sie ohne alle sinnliche Begreiflichkeit, nicht Produkte des tatsächlich Erlebten, sondern der Erwartung, der Erwartung eines Jünglings, dessen glühende Einbildungskraft nicht nur die unbekannte Geliebte vor Augen, sondern auch sich selber schon in ihren Armen sieht, trunken vor Wonne, stammelnd vor Entzücken. Dies wird auch von Karoline v. Wolzogen behauptet: „Die Laura-gedichte, schreibt sie, scheinen mehr das Erzeugnis eines ihm bis jetzt unbekanntem exaltierten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für einen bestimmten Gegenstand entsprungen.“ Aber so eine gegenstandslose Schwärmerei — sagt Scherr — hat immer etwas Hohles, innerlichst Kaltes und ich bekenne mich gerne zu der Kezerei, daß mich die Laura-Oden an das gebadene Eis der Chinesen gemahnen, welches den Gaumen verbrennt und den Magen verkältet. — Schiller war indes nicht der Mann, sich über sich selbst zu täuschen. In einer Selbstrezension äußert er u. A.: „Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vorteilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verraten eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert.“

Ein ganz anderes Register ist in dem „Bauernständchen“ aufgezo- gen, einem köstlich humoristischen Gedicht im schwäbischen Volkston. Ein junger Bauernbursch, mit der Laterne bei schlechtem Wetter zu seinem Schatz schleichend, bricht in folgende zarte Liebes- klage aus:

Mensch! Ich bitte, gud heraus!  
Kleien nicht zwö Stunden,  
Steh' ich so vor deinem Haus,  
Stehe mit den Hunden.  
S'regnet was vom Himmel mag,  
S'gnittert wie zum jüngsten Tag,  
Pudelnah die Hosen!  
Platschnah Rod und Mantel ey,  
Rod und Mantel nagelneu  
Alles dieser Losen.  
Draußen, draußen Sauß und Brauß!  
Mensch! Ich bitte, gud heraus.



Alpenblumen. (Seite 415.)

Ey, zum Teufel! gud heraus!  
Höre mein Gesuche!  
Beten, Singen geht mir aus,  
Willst du, daß ich fluche?  
Muß ich doch ein Hans Dampf sein,  
Frör ich nicht zu Stein und Bein  
Wenn ich länger bliebe!  
Liebe, das verdank ich dir,  
Winterbeulen machst du mir,  
Du vertrafte Liebe!  
Draußen, draußen Kalt und Grauß!  
Ey zum Teufel gud heraus!

Von geringerem Werte als die erotischen Gedichte sind die bacchischen. Das ansprechendste derselben ist wohl das folgende von epigrammatischer Kürze:

Der Württemberger.  
Der Name Württemberg  
Schreibt sich von Wirt am Berg:  
Ein Württemberger ohne Wein  
Kann der ein Württemberger sein?

Ueberhaupt ist das epigrammatische Talent Schillers reichlich vertreten. Er übt sich an der Sittenlosigkeit der Zeit, an dem ärztlichen Beruf und an literarischen Antipathien. Auch auf Spinoza findet sich ein Epigramm in der Sammlung, obgleich Schiller diesen Philosophen damals wohl schwerlich studirt hatte; wenigstens lassen die Briefe an Körner dies vermuten. Das Epigramm lautet:

Spinoza.  
Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,  
Sein Wipfel tät die Wolken küssen,  
Er liegt am Grund — warum?  
Die Bauern hatten — hör ich reden,  
Sein schönes Holz zum Bau'n von-  
nöten,

Und rissen ihn deswegen um.  
Ein anderes, über Klopstock und Wieland (als ihre Silhouetten bei einander hingen), lautet:

Gewiß! bin ich nur über'm Strome drüben,  
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben  
Dann erst schrieb dieser Mann für mich,  
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,  
Ihn darf auch Unserer lieben;  
Komm', linker Mann, ich küsse dich!

Von Schillers abgeneigter Stimmung gegen den seraphischen Klopstock zeugt auch

Die Messiasde.  
Religion beschenke dies Gedicht.  
Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht.

wogegen der junge Dichter sich zu Wielands glänzendem Stil und seinem griechisch feinen Geiste lebhaft hingezogen fühlte.

Eines der bedeutendsten Gedichte der Antologie ist das über Die schlimmen Monarchen. Es erinnert lebhaft an manches neuere Produkt der politischen Poesie und ist vermutlich von Schubarts „Fürstengruft“ inspirirt und aus der gereizten Stimmung gegen den Gründer der Karlschule hervorgegangen, der sich bekanntlich den Produkten unseres Dichters sehr abhold zeigte und durch seine Zwangsmaßregeln den jungen Brausekopf auf's Höchste gegen sich aufbrachte. Es ist maßlos in Gedanken und Ausdruck und so persönlich, daß es zu verwundern wäre, wie



es nur die Erlaubnis zum Druck erhielt, wenn man nicht wüßte, daß zu jener Zeit noch stärkere Dinge durch den Druck veröffentlicht werden durften.

Im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts jedoch kann man die Veröffentlichung eines solchen krafttrozenden Gedichts nicht mehr riskiren. Dafür wollen wir unsere Leser mit dem letzten Gedicht der Antologie zu entschädigen suchen.

Die Winternacht.

Ade! Die liebe Hergottssonne gehet,  
Grad' über tritt der Mond!  
Ade! Mit schwarzem Rabenflügel wehet  
Die stumme Nacht um's Erdenrund.

Nichts hör ich mehr durch's winternde Gefilde,  
Als tief im Felsenloch  
Die Murrelquell', und aus dem Wald das wilde  
Geheul des Uhu's hör ich noch.

Im Wasserbette ruhen alle Fische,  
Die Schnecke kriecht in's Dach,  
Das Hündchen schlummert sicher unter'm Tische,  
Mein Weibchen nicht im Schlafgemach.

Euch Brüderchen von meinen Subentagen  
Mein herzlichstes Willkomm!  
Ihr sitzt vielleicht mit traulichem Behagen  
Um einen deutschen Krug herum.

Im hochgefüllten Dedelglase malet  
Sich purpurfarb die Welt,  
Und aus dem goldnen Traubenschaume strahlet  
Bergnügen, das kein Reid vergällt.

Im Hintergrund vergang'ner Jahre findet  
Nur Rosen euer Blut;  
Leicht, wie die blaue Knasterwolke, schwindet  
Der trübe Gram von euch zurück.

Vom Schaukelgaul bis gar zum Doktorhute  
Stört ihr im Zeitbuch um,  
Und zählt nunmehr mit federleichtem Mute  
Schweißtropfen im Gymnasium;

Wie manchen Fluch — noch mögen unter'm Boden  
Sich seine Knochen drehn! —  
Terenz erpreßt, trotz Herrn Minelli's Noten,  
Wie manch' verzogen Maul gesehn;

Wie ungestüm dem grimmen Landexamen  
Des Buben Herz geklopft;  
Wie ihm, sprach jetzt der Rektor seinen Namen,  
Der helle Schweiß auf's Buch getropft.

Wohl red't man auch von einer — e — gewissen,  
Die sich als Frau nun spreizt,  
Und Manches will der Leder daß nun wissen,  
Was doch ihr Mann daß — gar nicht weiß. —

Nun liegt dies All im Nebel hinter'm Rücken,  
Und Bube heißt nun Mann,  
Und Friedrich schweigt der weiseren Perrücken,  
Was einst der kleine Fritz getan. —

Man ist — poz gar! zum Doktor ausgesprochen,  
Wohl gar — beim Regiment!  
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,  
Daß Pläne — Seifenblasen sind.

Gauch immer zu — und laß die Blasen springen;  
Bleibt nur dies Herz noch ganz!  
Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen —  
Zum Lohn ein deutscher Vorbeertrauz.

Hoffmeister sagt in seinem größeren Werke, daß ihm die Rezension Schiller's über seine Räuber beinahe besser gefalle, als die Räuber selbst. In gewissem Sinne könnte man das auch von der Selbstrezension Schiller's über die „lyrischen Räuber,“ wie die Antologie schon genannt wurde, behaupten. Diese vorzügliche Rezension, welche zeigt, daß die Selbstkläuterung des Dichters bereits große Fortschritte gemacht hatte, stand im württembergischen Repertorium und lautet: „Schon wieder eine württembergische Blumenlese? — Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den

Schultern gespießt, husch! springt schon ein zweiter, größer und troziger, aus dem Kumpse. — Und eine Antologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entreprenuers nicht alles verfallen! Auch den Norden verschonen sie nicht und beschmuzen das schuldlose Sibirien mit ihrer poetischen Tinte. Warum der Antologist sein Vaterland verleugnet, mag er wissen. Sonst trompetet er sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anspielung ist: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones.“ Zu der Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Mufensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft, und auf den schwäbischen Almanach, als den Amtsbruder, spöttisch geschickt. Der Herausgeber mag dem Herrn Stäudlin nicht hold sein und pupst ihn, wo er kann; mag er Recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeschrieben und der Autor verrät sich, daß er ein Arzt ist. — Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen.“ Hier folgt die bereits angeführte Kritik der Lauragedichte und eine kurze Beurteilung einiger anderer Gedichte, worauf der Rezensent fortfährt: „In einigen, als z. B. dem Fragment an einen Moralisten, vorzüglich den Kasstraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein schlüpfriger Witz und petronische Unart auf. Einige darunter sind launisch und satyrisch. Doch sehr oft ist der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im ganzen sind fast alle Gedichte zu lang und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungungen überladen und erstickt. Die meisten der Sinngedichte scheinen mehr da zu sein, die Lücken zwischen größeren auszufüllen und sagen nichts . . . . Viele Stellen sind von edlem Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine strengere Feile wäre indes durchaus nötig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden und seine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Antologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet? Dessen ungeachtet hat diese Sammlung manche ihrer Schwestern in Schatten gestellt, und zu wünschen wäre es immer, daß Deutschland mit keiner schlechtern heimgesucht würde. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sey, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprallen; — möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie — doch was sollen sie nicht alles mögen! Unsere modischen Scribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack austischen müssen, um Entree zu bekommen. — Diese Antologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht hätte, jedermannlich zu gefallen, schlimm betrogen zu finden: denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unseren zuckersüßen Schwärmern und Schwägerinnen behagen könnte.“ — In der That gefiel die Antologie nicht „jedermannlich“ und die lyrischen Räuber machten nicht so viel Glück als die dramatischen. Stäudlin war ebenfalls nicht zu zermalmen, was Schiller, nach Scharffenstein's Mitteilung, beabsichtigt hatte, er tauchte sogleich nach dem Sturzbad wieder auf und zwar mit einem Band Gedichte, worin eins, „das Kraftgenie,“ eine giftige Karrikatur Schiller's gab. Das württembergische Repertorium antwortete mit einer derben Abfertigung, ganz in Schiller's Ton. Stäudlin erlebte noch den vollen Ruhm seines Gegners. Aber wenn die sibirischen Blumen der Welt nicht gefielen, in einen Kerker zauberte ihr Duft den Frühling hinein, einem gefangenen Dichter brachten sie herzstärkende Erquickung. Schubart, der Gefangene des Aspergs, fand die Antologie so sehr nach seinem Geschmack, daß er im Sommer 1782 an seine Frau nach Stuttgart schrieb: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!“ und in ein dithyrambisches Dankpoem an Schiller ausbrach, welches begann:



Dank dir, Schiller, für die Wonne,  
Die deinem Gesang entquoll! —  
Meines Berges Genius, der Riese,  
Ein Schärer hohen Sang's,  
Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl  
Entsank seiner wolkigen Rechte.  
Auch ich schlang deinen Gesang,  
Wie der Langdurstende  
Mit wollüstig geschlossenem Auge  
Schlürft aus des Baches Frische.  
Sah' nicht des eisernen Bitters Schatten,

Den die Sonne malt  
Auf meines Kerlers Boden!  
Hörte nicht Fesselgellir am wunden Arm,  
Denn du jagst!  
Schiller, du jagst!  
Deiner Lieder Feuerstrom  
Stürzte tönend nieder vor mir,  
Und ich horchte seinem Wogensturze;  
Hoch empor stieg meine Seele  
Mit dem Funkengestäube  
Seiner Flut. —

## Von guter Frauen Trinken.

Von M. Wittich.

Bei meinen Wanderungen durch die deutsche Sittengeschichte mußte mir, wie jedem, der dieses Gebiet durchläuft, auch die altväterliche Tugend des gewaltigen Trunkes begegnen. Wie manche biedre Hausfrau mag schon das Thema zu ihren freundschaftlichen Gardinenpredigten aus diesem Kapitel zu entnehmen sich genötigt gesehen haben. Aber:

Eenes Mannes Rede  
Ist keine Rede:  
Man muß sie billig hören beede!

Die deutschen Frauen tranken auch gern etwas Gutes, das dient zum Beweise vor allen Dingen die Vorschrift der Mäßigkeit in den verschiedenen Lehrdichtungen, welche Regeln für das schöne Geschlecht enthalten. In ältester Zeit saßen bei Gastereien je zwei, ein Männlein und ein Weiblein an einem Becher. Der skandinavische König Sigmund hatte, wie die Geschichte berichtet, harten Stand mit seiner Frau Skialdriod und seiner erlauchten Schwester Sigrid als sie zu Drontheim schmauseten und zechten. Der Wein gibt „lichte“ Gesichtsfarbe, heißt ein unschuldiges Schönheitsmittel des Mittelalters. In Wolfram von Eschenbachs Parzival weiß das schon die Königin Ginevra:

Für die Königin man do trug,  
Das Trinken, trunten sie genug,  
Die Ritter und die Frauen gar  
Sie wurden desto baß (besser) gefar (gefärbt.)

Ebenso rät ein Lied im Liederbuch der Clara Häßlerin (Augsburger Nonne um 1470):

Trink gut Kätterlein (Kätzchen),  
Machst rote Wängelein!

Namentlich soll dieses Schönheitsmittel wirksam gewesen sein früh nüchtern genommen, wie es bei den Italienerinnen üblich war.

Auch unsere weitscheinigen Nachbarinnen kannten es und mögen wohl über die kleinen homöopathischen Dosen hinausgegangen sein, die von dem poetischen Sittenrichter Kupon dahinzielend erteilt werden:

courtoisie, beauté, savoir  
ne peut Dame yore en soi avoir . . . . .  
Et de la Dame qui s'enoyre,  
elle n'est pas digne de vivre.

Das ist verdollmetzcht:

Höfisches Wesen, Schönheit, Wissen  
Wird man bei truntnem Weib vermessen . . . . .  
Pfiu über das Weib, dem Trunk ergeben,  
Sie ist nicht würdig mehr zu leben.

Die Todesstrafe zu beantragen, finden wir ein bißchen hart; ebenso sind wir anderer Meinung, wenn der alte Römer Cato, der Feind der Küsse, diese nur zuläßt, wenn man dadurch prüfen will, ob die Frauen dem ihnen im alten Rom verbotenen Weingenuß obgelegen haben. Das alte Römerrecht ließ das Trinken einfachen Weines der Frau als Grund der Scheidung gelten und ein gewisser Mecaminus soll seine Frau getötet haben, als sie aus dem Faß getrunken hatte. Streng genug erscheint uns auch die Maßnahme des heilbronner Rats, welcher bestimmte, daß dem Trunk ergebene Weiber von dem Stadtknecht „herumgedingelt“ werden sollen, nachdem ihnen an den

Kopf ein Zettel geheftet worden mit der Aufschrift „Versoffene Krugurschel“ (Krug-Ursula, d. h. eine Ursula, die immer den Krug in der Hand hat.)

Heinrich von Neuenstadt, derselbe, der über den gerichtlichen Zweikampf zwischen Mann und Frau berichtet (um 1300), klagt über das Völlereben in der schon damals sehr genußfreundigen Wienerstadt:

Fräßheit (Fresserei) hat genommen überhand  
Und allermeist in Osterreich (Ostreich),  
Trunten voll und überfett  
Ist mancher Mann in Wiener-Stadt  
Und etlich' Frauen auch allda.

Eifert doch auch Berthold, der berühmteste Prediger des Mittelalters, daß die Frauen oft ihren Schleier vom Kopfe verzehten wie die Männer das Schwert!

Trinklust der Frauen bezeugt auch jenes Aneidlied aus dem Kloster Blaubeuren, wo es heißt:

bibit hera, bibit herus  
bibit ille, bibit illa,  
bibit servus cum ancilla  
bibit soror, bibit frater  
bibit annus, bibit mater . . .

Wir wollten den lateinischen Text nicht missen wegen seines frühlich übermütigen Klanges der Worte. Er lautet deutsch:

Es trinkt die Herrin, trinkt der Herr,  
Es trinkt jene, trinkt jener,  
Es trinkt der Knecht mitsammt der Magd  
Es trinkt die Schwester, trinkt der Bruder  
Großvater trinkt, es trinkt die Mutter.

Das ward durch die Reformation nicht besser. In v. Zimmers Chronik heißt es, daß die Mägde (d. i. die Kammerfrauen) der Gräfin Barbara von Wertheim „feindlich gesoffen“ hätten, und der gelehrte Bugbach berichtet in seinem Reisebuche, daß holländische Frauen zu dritt oder viert an einem Tage eine Tonne Bier bewältigt hätten!

In der Schwäbisch-Haller Chronik von Herold findet sich folgendes feuchte Hiftörchen: „Anno 1532 sind drei adelige Geschwistrig, die Friderichin genannt, von Eltershofen härtig, nach Johannestag im Sommer gen Untertürkheim von Hall in des Mühl-Nichels Haus kommen, allda des besten Weins 32 Maas ohn die Kost ausgetrunken, die Zech bezahlt und seien ruhig vor Nachts wieder mit einander gen Hall gegangen.“ Das Märlein ist überschrieben: „Drei wohlbesoffene Weiber“, das Wort: wohlbesoffen, was man der Sprache des verben 16. Jahrhunderts auf Rechnung setzen mag, heißt so viel wie: gut eingetrunken, im Trinken geübt; und das müssen sie wahrlich gewesen sein, die wackeren Drei!

Der scharfzüngige Humorist Fischart († 1590) bemerkt auch, „die Frauen sollten nicht über den Wirtshausbesuch ihrer Gatten schmählen, während der Zechzeit saßen sie eben daheim, — aber auch beim Zapfen.“

Dies Gerücht ging sogar über Deutschlands Grenzen hinaus und Heinrich IV. von Frankreich wird die ungalante Aeußerung gutgeschrieben, er wollte keine Deutsche ehelichen, er könne sich nicht entschließen in ihr immer eine Weintanne um sich zu haben.



Auf Schloß Ambras führte man ein Trinkbuch, in das sich alle einzeichneten, welche den 3 Maß haltenden Willekumbeger schwangen und die Reihe der Frauen eröffnet niemand anders als die bekannte Philippine Welferin (1557); ihr folgen eine stattliche Reihe fester Trinker weiblichen Geschlechts.

Vielsach angezogen und deshalb weit bekannt ist die Trinkordnung Ernst des Frommen von Sachsen-Gota vom Jahre 1648. Da heißt es: „Zum Untertrunk vor unser Gemahlin soll an Bier und Wein, soviel dieselbe begehren wird, gefolget werden. Vors gräfliche und adelige Frauenzimmer aber 4 Maß Bier und des Abends zum Abschenken 3 Maß Bier; vor die Frau Hofmeisterin und zwei Jungfern und vor die Mädchen wird gegeben von Ostern bis Michaelis Vormittags um 9 Uhr auf jede Person 1 Maß Bier und Nachmittags 4 Uhr ebenso viel.“

Die Teilnahme der Fräulein an Studentenkneipereien ist belegt durch die Entscheidung, daß einem Studenten seine Nachbarin helfen dürfe, wenn er nicht floricos auszutrinken vermöchte; floricos trinken heißt: das Gefäß mit den Lippen umschließen und mit einem Sturm das Getränk in die Gurgel gießen, daher denn aus Wiedertrieb des Atems kleine Bläschen auffahren, welche die Unfern flores, zu deutsch Blümlein nennen. Diese Sitte des Mittrinkens mag denn die Trinksfertigkeit der Damen wohl ausgebildet haben. 1737 erschien in Halle noch eine gelehrte Abhandlung: de ebrietate mulierum: über die Trunksucht der Frauen.

Aus gleicher Zeit datirt wohl ein Schwank, in welchem eine Frau auf dem Grund des Bechers, aus dem sie stets trank, Gott den Herrn bilden ließ und ihrem Manne, der sie schalt, erwiderte, man müsse immer den Herrn vor Augen haben. Der aber läßt einen Satan dahin prägen, und nun meint die immer noch trinklustige fromme Frau, dem Teufel

müsse man soviel als möglich Abbruch tun, und — trinkt weiter!

Um unsre deutschen Frauen aber wieder zu versöhnen, wenden wir unsre Blicke wieder ins Ausland. Das Liqueurchen spielte in Frankreich eine große Rolle: Marianne von Bourbon soll ihm geradezu zum Opfer gefallen sein und Katarina II. von Rußland liebte das gebrannte Wasser mit moskowitzischem Entusiasmus.

Das Altertum ist voll von Belegen für die hohe Bacchusverehrung durch leistungsfähige Priesterinnen. In den Ruinen Lebens finden wir auf einem Wandgemälde, ein Zechgelag darstellend, eine bedenklich angegriffene ägyptische Dame, und der weise Jesus Sirach muß deren beim Volke Israel auch kennen gelernt haben, denn er warnt: „Ein trunken Weib ist eine große Plage.“

Bei den Römern befolgten nicht alle, namentlich nicht die Damen der lächerlichen Kaiserzeit, die Vorschriften der alten Sitte. Ja schon Horaz beklagt das arme Weiblein, die nicht Amors Spiele spielt und das Herzensweh mit Wein vertreibt. Auch von allzu reichlich dem Bacchus opfernden jungen und alten Weibern weiß er ein Liedchen zu singen. Auch die pompejanischen Wandgemälde belegen dasselbe. Auf einem derselben stehen zwei Mädchen in einer Kneipe und die Kellnerin spendet ihnen Getränke. „Ist das mein?“ fragt die eine; die andre entgegnet „Mein ist's nicht!“ Die Kellnerin bemerkt dazu „Trink wer will! Komm Oceane, komm und trink!“

Unsre Leserinnen werden uns dieses ungalante Kapitelchen hoffentlich nicht für ungut nehmen: wir trinken selbst gern ein gutes „Schöppeli“ und wissen nicht, ob dereinst uns nicht auch ein Text aus diesem Kapitel gelesen werden wird. Deshalb wollen wir bei Zeiten vorbeugen!

## Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(31. Fortsetzung.)

Franz Stein war von David fortgeeilt, um sich zur Post zu begeben. Möglich, fast wahrscheinlich dünkte es ihm, daß er da Nachricht über den bisherigen Aufenthaltsort seiner Frieda zu erhalten vermöchte. Er hatte erst in den letzten Tagen an sie geschrieben; jeder seiner Briefe trug die Adresse des Absenders, also hätte ein Schreiben, das seinen Adressaten nicht zu erreichen vermocht hätte, in seine Hände zurückgelangen müssen. Die immerhin nicht sonderlich zuverlässige Hoffnung besflügelte seine Schritte; er stürmte so rasch vorwärts, daß viele der ihm Begegnenden stehen blieben und ihm verwundert nachschauten.

Sein Weg führte ihn am Weißen Adler vorüber. Er gedachte den Portier im Vorübergehen zu verständigen, daß vielleicht jemand nach ihm fragen werde und daß er vorläufig direkten Weges nach der Post gegangen sei, woher er sofort wieder in das Hotel zurückkehren oder Nachricht senden werde, wo er in den nächsten Stunden aufzusuchen sei.

Der, für den diese Mitteilung hauptsächlich bestimmt war, brauchte sie nicht erst aus zweiter Hand in Empfang nehmen, — er stand schon seit einer halben Stunde an der Hoteltür und wartete sehnsüchtig auf den nobelsten Menschen, der ihm jemals in seiner Schuldienerlaufbahn vorgekommen war.

„Ah, gnädiger Herr, da sind Sie ja,“ rief er Franz Stein schon auf zwanzig Schritt Entfernung entgegen, — anders als durch die Anrede „gnädiger Herr“ mußte er seiner riesigen Hochachtung nicht den ihm unbedingt nötig scheinenden Ausdruck zu geben, „ich warte schon wer weiß wie lange —“

„Bringen Sie jetzt schon Nachricht, Mann?“ fiel ihm Stein ins Wort. „Sprechen Sie, schnell!“

„D's ist wenigstens was, was ich raus hab, wenn auch nicht alles, aber ich wollt' es Ihnen doch gleich melden. Wir haben nämlich eine Ruhme, die hat für's Fräulein Häßler immer gewaschen und auch Wäsche genäht und die wohnt ganz in meiner

Nähe. Die hab' ich also gestempelt, daß sie zu unsrer Frau Direktorin gegangen ist, und der gesagt hat, sie müsse das Fräulein notwendig was fragen, wo sie sich da hinwenden solle. Und unsre Frau Direktorin hat auch garnichts gemerkt und hat ja gesagt, da müßte sie schon schreiben, denn's Fräulein Häßler wäre verreist und käme nicht bald wieder. Den Brief brauchte sie aber nicht auf die Post zu geben, sondern sollte ihn bei unserm Herrn Konsistorialrat abgeben, — der würde das Nötige vermitteln.“

Franz Stein atmete hoch auf.

„Sie lebt — sie lebt wirklich!“ drängte es sich leise über seine Lippen und laut fügte er hinzu: „Wie heißt dieser Konsistorialrat?“

„Kölle — Er. Hochwürden der Herr Konsistorialrat Kölle.“

„Dieser — ein Orthodoxer reinsten Wassers, — ah, ganz richtig — auch Ihre Direktorin ist ja eine ganz außerordentlich fromme Dame.“

Der Schuldiener sah sich vorsichtig um. Dann nickte er.

„Na und wie die fromm ist — zum Davonlaufen manchmal, Herr, rein zum Davonlaufen.“

„Nun fange ich an zu begreifen,“ sagte Franz Stein laut zu sich selbst, „es galt eine Seele zu retten, — was die Frau Krause zu ihrem Hass gegen mich treibt und den Konsistorialrat zu ihrem Bundesgenossen zu machen geeignet ist, erscheint klar genug. Aber Frieda selbst, — sie, sie kann doch nicht so schwach sein, sich aus solchen Beweggründen von mir entfernen zu lassen —“

Er sah einen Augenblick düster sinnend vor sich hin.

Der Schuldiener redete ihn wieder an:

„Ich denke Ihnen heute noch mehr melden zu können, gnädiger Herr. Vielleicht kann die Ruhme —“

„Senden Sie Ihre Verwandte sogleich zum Konsistorialrat, —“



sie soll dort von dem Konfistorialrat selbst oder seinem Hauspersonal, koste es, was es wolle, zu erfahren suchen, wohin man Briefe für Frieda Haßler zu senden hat. Sie kann einen über Wäsche oder dergleichen gänzlich harmlose Angelegenheiten handelnden Brief mitnehmen und bitten, man möchte ihr die Adresse sagen oder drauffschreiben, — nur muß das Schreiben so eingerichtet sein, daß es scheint, als ob die Sache große Eile habe. Strengen Sie Ihren Scharfsinn an, — Sie wissen, wie Sie gelohnt werden — hier indessen eine Abzlagszahlung.“

Der Schuldiener wurde feuerrot vor Freude.

„Werd's besorgen, werd's ganz sicher besorgen. In ein par Stunden hat der gnädige Herr bestimmt die Nachricht.“

Er rannte von dannen, als ob es hinter ihm brennte. Und „hundert Taler — hundert Taler,“ sagte er immer von neuem vor sich hin, bis er vor der Pforte des Schulgebäudes angelangt war.

Franz Stein begab sich ins Hotel. Er wollte sich nur erkundigen, ob irgend welche Nachrichten für ihn angekommen seien, — was er für nicht unmöglich, aber doch nicht wahrscheinlich hielt.

Mit dieser seiner Meinung sollte er sich jedoch getäuscht haben. Der Portier übergab ihm ein Telegramm. Es kam von seinem Buchhalter aus Seifersdorf. Derselbe teilte ihm mit:

„In der Fabrik große Aufregung. Bearbeitet wird fast garnicht. Arbeit soll noch heute ganz eingestellt werden, wenn nicht schriftliche Verpflichtung unter bisherigem Lohn niemals hinunterzugehen und keinen der jetzt beschäftigten Arbeiter innerhalb Jahresfrist zu entlassen. Was tun?“

Stein behielt die Depesche offen in der Hand und ging in sein Zimmer. Er mußte einen Augenblick allein sein, um über seine Situation und die notwendigen Maßregeln klar zu werden. Unter andern Umständen, als die waren, welche ihn seit heut morgen beschäftigten, würde ihn eine Nachricht, wie er sie soeben erhalten, aufgeregt und entrüstet haben.

In diesem Augenblicke aber fühlte er sich gegen solche Fatalitäten, — mochten sie für seine materielle Lage so bedrohlich sein, als sie wollten, — gefeit. Nur die Sorge um Frieda ging ihm zu Herzen — tief, allertiefst zu Herzen, alles andre berührte ihn zwar, es regte ihn zum Widerstande an, aber es schmerzte, es beängstigte ihn nicht.

Freilich — über die Folgen der ihm gemeldeten Tatsache — sofern es sich wirklich um eine Tatsache handelte — war er von vornherein mit sich einig, — sein ganzes Etablissement, der weit-aus größte Teil seines Vermögens stand auf dem Spiele, — auf einer Karte.

Aber was war ihm sein Vermögen, wenn er Frieda verlor. Und wenn er sein Mädchen wieder hatte, wollte er gern auf seines Besitztums größten Teil verzichten. Aber wenn er seine Frieda wieder fände, sich wieder eroberte in dem Augenblicke, der ihm an materiellem Hab' und Gut alles, rein alles raubte, was er je besessen?

Mußte er nicht dann auf Frieda verzichten, durfte ein Bettler sie freien, er als Bettler, dem sie die Hand gereicht zur Zeit, da er mit Recht als wohlhabender, ja reicher Mann galt?

Aber er dachte trotz allem, was vorgefallen und was er sich noch lange nicht vollständig zu erklären vermochte, dennoch zu hoch von seiner Frieda, als daß er hätte für möglich halten können, sie würde auf ihn verzichten, ihn verschmähen, weil er unverschuldert arm geworden wäre, und dann dachte er auch nicht ungerne genug von sich, um zu bezweifeln, daß es ihm selbst nach den härtesten Schicksalschlägen schwer fallen würde, sich und ihr den eigenen Arbeit wenigstens das tägliche Brot zu verdienen und sich allmählich wieder zu einer bescheidenen bürgerlichen Existenz emporzuschwingen. Zudem vermochte er sich in die Ueberzeugung, daß das materiell Schlimmste, der totale Bankrott seines Etablissements ihn treffen könne, denn doch nicht so recht hinein zu denken.

Das Schlimmste trifft ebenso selten ein, als das Beste, — das höchste Glück und das furchtbarste Unglück sind seltenste Ausnahmefälle, — wie die meisten Menschen Durchschnittsmenschen sind und sein müssen, so trifft die meisten auch ein Durchschnitts-

loos, — und in jedem Unglücksfalle ist nichts gefährlicher, als sich von der Angst vor dem Schlimmsten einschüchtern zu lassen, — allem, was da kommen kann, kühn in's Auge schauen, dem Unglück ein Paroli biegen und handeln, das ist die Art, mit dem Leben und den Leuten fertig zu werden.

So hatte er sich gesagt, als er in seinem Zimmer ein parmal auf- und abgeschritten war.

Handeln, aber wie handeln? Sollte er seinen Arbeitern nachgeben? Aber wäre das nicht Schwäche gewesen, Schwäche, für welche die Blamage der verdiente Lohn wäre? Und gab er sich dann nicht auf Gnade oder Ungnade in die Hände einer unselbständigen, leicht beweglichen, leicht gegen ihn einzunehmenden und gänzlich unberechenbaren Menge? Das ging unmöglich, selbst wenn er sich entschlossen hätte, für das ganze nächste Jahr mit einem Verlustsage zu produzieren, der ihn langsam, aber darum nicht minder sicher, zum Ruin geführt hätte.

Dem so sicheren langsamen Untergang war der rasche jedenfalls als der bessere und schmerzlosere vorzuziehen.

Also mußte er die streikenden Arbeiter einzig sich selbst überlassen, — abgesehen davon, daß er sich sofort an die Behörden wenden konnte, um die Arbeiter zu zwingen, wenigstens die gesetzliche Kündigungsfrist von vierzehn Tagen einzuhalten. Vielleicht machte sein entschiedenes Vorgehen und der Appell an ihr Gesezlichkeitsgefühl auf die Arbeiter einen günstigen Eindruck.

Er entschloß sich daher sofort seinem Buchhalter zurückzutelegraphieren, er möge die Arbeiter in ruhiger, aber von jedem Anschein der Nachgiebigkeit freier Weise auffordern, die durch die Gewerbeordnung bestimmte Kündigungsfrist zur Vermeidung empfindlicher Unannehmlichkeiten für sie selbst einzuhalten, — nach 14 Tagen könnten sie alle gehen, ihre Forderungen würden ihnen auf keinen Fall erfüllt, weil die Lohnreduktion nicht eine Maßregel der Willkür und zum Zwecke der Bereicherung ihres Arbeitgebers geschehen sei, sondern einfach ein Gebot unumgänglicher Notwendigkeit. Beständen die Arbeiter dennoch darauf, auf der Stelle die Arbeit niederzulegen, so habe sich der Buchhalter unverzüglich an die Gemeindebörden um die gesetzliche Hilfe zu wenden.

Gleichviel, was dieses Vorgehen fruchten konnte, erschien es Franz Stein außerdem geboten, sich gleichfalls ohne alles Säumen nach andern Arbeitern umzusehen.

Er hatte sich in der jüngstvergangenen Nacht bereits brieflich an alle ihm bekannten Commissionäre und Arbeitsvermittlungsbureaus gewandt, — jetzt wollte er sie nun im Fluge sämtlich auffuchen, um sie womöglich mit pekuniären Opfern in sein Interesse zu ziehen. Dabei erinnerte er sich des Technikers Faber und seines Anerbietens bezüglich der Herbeischaffung von Arbeitern. Der Mann war ihm zwar von Anfang seiner Tätigkeit in der Fabrik an nicht sympatisch gewesen und durch die zudringliche, den Stempel egoistischen Interesses zu deutlich an der Stirn tragende Dienstfertigkeit noch mehr antipatisch geworden.

Aber in einem Kriege, in dem den Feinden alle Mittel recht sind, ist ein Tor, wer nicht die Bundesgenossen und Werkzeuge nimmt, wo er sie findet.

Es erschien ihm also geraten, den Techniker Faber ebenfalls telegraphisch hieher nach W. . . . zu bescheiden und ihn durch die Aussetzung einer für seine Verhältnisse glänzenden Belohnung nebst einer dauernden Gehaltserhöhung zu höchstem Eifer anzuspornen.

Franz Stein schrieb eiligst die ziemlich umfangreich ausfallende Depesche und verließ darauf wieder sein Zimmer. Einen kurzen Moment trat er in den Speisesaal des Hotels, aber nicht um zu essen, obgleich er den ganzen Tag so gut wie garnichts Nahrhaftes zu sich genommen hatte, sondern nur um ein Glas kräftig anregendes Rotweins in einem Zuge zu leeren.

Dann erteilte er dem Portier einige Weisungen, auch in bezug auf David, den er um drei Uhr im Hotel treffen sollte, und ließ sich eine Droschke herbeiholen, um zunächst die Rundfahrt bei den Arbeitsvermittlern, Commissionären u. s. w. anzutreten.

(Fortsetzung folgt.)



## Keineke Fuchs.

Eine literar-historische Skizze von Fr. Rauert.

(Schluß.)

Die ältesten bekannten Gestaltungen der Tierfabeln zu größeren Gedichten sind drei in lateinischer Sprache abgefaßte Werke: die „Eubasis“, deren Entstehung man im 10. Jahrhundert vermutet, der „Fengrimus“ aus dem Ende des ersten oder dem Anfang des zwölften Jahrhunderts und „Reinardus“, der nach übereinstimmenden Urteilen zwischen 1148 und 1160 verfaßt wurde und zwar, wie einige behaupten, von Magister Nivardus, der im nördlichen Flandern gelebt haben soll. Sein Gedicht enthält in 6596 Versen 12 Abenteuer und behandelt in bald wörtlicher bald verkürzter Wiedergabe dieselben Fabeln wie der Fjengrimus, der in der schon angegebenen Zeit in Südflandern entstand. Die erste hochdeutsche epische Bearbeitung der Tierfabel stammt aus dem 12. Jahrhundert und zwar ist der Verfasser Heinrich der Glösesaere (Gleisner), als dessen Heimat das Elsaß, aber auch die Schweiz und Baden bezeichnet wird. Von seinem Gedicht hat man jedoch nur ein Bruchstück aufgefunden und ist es nur durch eine Uebersetzung bekannt geworden. „Reinbart Fuchs“, wie das Epos hier genannt ist, hat 10 Gesänge mit 2226 Versen.

Einen kolossalen Umfang hat die Gestaltung dieses Gegenstandes in Frankreich angenommen. So enthält die Sage des „Renart“ in dem von Meon aus angeblich zwölf Handschriften zusammengestellten „Roman du Renard“ allein 30 362 Verse, die aber mit den noch ungedruckten zu der respektablen Zahl von 80 000 anschwellen. Die ältesten davon sind vermutlich in der zweiten Hälfte des 12. oder in der Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt. Die einzelnen Abschnitte dieses Gedichts erscheinen hier in der Gesamtbearbeitung nicht in dem Zusammenhang wie in den vorher genannten.

Den vielen späteren Bearbeitungen in deutscher Sprache liegt aber der niederländische „Reinaert“ zugrunde, von dem die erste Handschrift, die sogenannte Kolumberger, sich in Stuttgart befindet und 3474 Verse hat, die zweite wird in Brüssel aufbewahrt und die dritte ist ein von einem Holländer aufgefundenes Fragment mit 1038 Versen. Alle drei zusammen herausgegeben umfassen gegen 8000 Verse. Ueber die Zeit der Entstehung und den Namen des Verfassers sind mancherlei Hypothesen aufgestellt worden. Inbezug auf die Zeit schwanken die Angaben von dem letzten Drittel des 12. bis zur zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Verschiedene niederdeutsche Umwandlungen des „Reinaert“ in „Keineke“, die viele Ausgaben und große Verbreitung fanden, wollen wir hier nicht erst näher bezeichnen. Aber später erfuhr der niederdeutsche Keineke auch manche Uebersetzung, und unter anderen auch die von Gottsched in Prosa verfaßte: „Heinrichs von Alkmar Keineke der Fuchs“, welche der jedenfalls bedeutendsten dichterischen Behandlung der Tierfabel in neuerer Zeit als Hauptquelle diente: Goethes Keineke Fuchs.

Durch dieses Werk angeregt erschienen mehrere Bearbeitungen desselben Gegenstandes, keine reicht jedoch an die Schöpfung unseres Dichters heran; wir unterlassen es daher auch darauf einzugehen. Ebenso müssen wir es uns versagen, aus dem reichen Schatz der Tierfabel einzelne Beispiele anzuführen, so verlockend dies auch ist. Wir beschränken uns vielmehr darauf, einiges über Goethe's Tierepos anzuführen und empfehlen dem Leser dieses Werk selbst zu lesen, sind wir doch von vornherein überzeugt, daß keiner das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Es ist Goethe vielfach verübelt worden, daß er an den großen politischen Ereignissen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wie an der politischen Bewegung zu Anfang des jetzigen in Deutschland nicht genügenden Anteil genommen, und daß er anstatt sich für die Juli-Revolution zu begeistern, den naturwissenschaftlichen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire, der bereits die moderne naturwissenschaftliche, den Namen Darwin tragende Bewegung und Weltanschauung ankündigte, viel aufmerksamer verfolgte und für viel wichtiger hielt. Aber man tut ihm unrecht, wenn man ihn deshalb einen Aristokraten schilt, denn seine Schriften bewähren allerwegen eine so feine Kenntnis des Menschen und Volkslebens und sie betonen eine so große und edle Liebe zum Volke, zur gesamten Menschheit, daß jeder Vorwurf der Volksfeindschaft oder der Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Volkes daran zerschellen muß. Schon der Inhalt seines Faust und seines Wilhelm Meister dokumentirt seine eifrige und verständnisvolle Anteilnahme an allen die Menschheit berührenden Fragen hinreichend. Wenn er aber nicht an großen politischen Treiben aktiv teilnahm, so mag einerseits daran schuld sein, daß sein Geist von Haus aus nicht darauf hingeleitet wurde, andererseits daß seine harmonische, weit über den betäubenden Lärm des politischen Parteilebens emporragende Natur ihn hinderte, sich den Wirren der Zeit hinzugeben und statt für eine größere Zukunft zu schaffen, für eine jämmerliche Gegenwart sich aufzureiben. Wie sehr ihm diese Gegenwart aber zu Herzen ging, zeigte sich auch, als er 1793 an die Dichtung seiner „unheiligen Weltbibel“, wie er den Keineke Fuchs nennt, ging. Die Ereignisse hatten ihn so ergriffen, daß er sich nach einer Tätigkeit umgab, welche seinem Gemüt Erholung von dem täglich Erlebten bringen konnte. Da fiel ihm das alte Tierepos in die Hände, und so schreibt er denn selbst: „Hätte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelaufritten bis zum Abscheu überfüllten müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuersten Tierheit ganz natürlich verträgt, so geht doch alles,

wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.“ Sehr erklärlich ist, wenn der Dichter in dieser Stimmung, die politischen Verhältnisse vor Augen behaltend, in seiner Dichtung manche Ausartung geistelte und verpötte; die oft nicht mißzuverstehende Satyre wird manchem, der obigen Vorwurf erhebt, besser belehren, als wir dies hier zu tun vermögen. Einige Proben werden dies zeigen.

„Fingst, das liebliche Fest, war gekommen“ und Nobel, der König des Tierstaates, versammelte alle seine Vasallen zur Abhaltung eines Hoftages. Niemand sollte fehlen! Alle kamen.

— — — — — Und dennoch fehlte der Eine, Keineke Fuchs, der Schelm, der viel begangenen Frevels Halben des Hofs sich enthielt. So scheut das böse Gewissen Licht und Tag; es scheute der Fuchs die versammelten Herren. Alle hatten zu klagen; er hatte sie alle beleidigt.“

Zuerst tritt Fjengrimm vor und erhebt seine Anklagen, die so mannigfaltig und schwerwiegend sind, daß sie allein genügen, um den Frevler an den Galgen zu bringen. Dann kommt Waderlos, das Hündchen, ihm folgt der Panther, die Klagen vervollständigend. Grimbart, der Dachs, ein Freund des Angeklagten, verteidigt seinen abwesenden Oheim sehr beredt, muß aber verstummen als Henning, der Hahn, mit seinem Hühnergeschlecht angezogen kommt, — eine Henne auf der Bahre tragend, welche der schlaue Bösewicht erwürgt. Diese stumme Anklage, die auch von der Rede der Leidtragenden kräftig unterstützt wird, macht jede weitere Verteidigung unmöglich, und so wird denn Braun, der Bär ausgesandt nach Malepartus, der Burg des Keineke, um diesen vor Gericht zu laden. Der Angeklagte, die Schwächen des Boten kennend und schlaunügend, verspricht diesem reiche Beute an Honig auf einem Bauernhof, klemmt aber den Kopf des Näschers in den Spalt eines Baumstammes und erhöht ihn als er von den Bauern fast totgeschlagen worden. Natürlich herrscht bei Hofe große Entrüstung über den neuen Streich. Jetzt wird Hünze, der Kater abgesandt, um ihn zu holen. Doch dieser läßt sich durch seine große Vorliebe für einen Mäufschmaus verleiten mit nach des Pfaffen Scheune zu gehen, wo er aber in einer Schlinge hängen bleibt und gleichfalls wader durchgeprügelt wird. Da sich die Entrüstung bei Hofe steigert, so geht nun Grimbart und bringt durch sein Zureden den nichtsnutzigen Ohm soweit, daß er mitgeht. Höchst ergötzlich sind dann die Streiche beschrieben, die er unterwegs dem Dachs beicht.

Bei Hofe zum Tode durch den Strang verurteilt, weiß er sich, bereits auf der Leiter zum Galgen stehend, durch eine unverdächtige Verteidigung — die aber sehr schlaue auf die Schwächen des Königs Rücksicht nimmt — wieder von diesem Gnade auszuwirken und bringt es soweit, daß seine ärgsten Gegner, Bär und Wolf nicht nur gefangen gesetzt werden, sondern daß auch noch der erstere ein Stück Fell zu einer Reisetasche, der letztere seine Schuhe für den Sünder hergeben muß. Dem König hat er vorgelogen, er stände unter dem Bann des Papstes und wolle nach Rom pilgern, um sich zu befreien. Belyhn, der Widder und Beichtvater des Königs, muß ihm den Segen geben und begleitet ihn nebst Lampe, den Hasen, nach seinem Schlosse, wo er den letztern heimlich erwürgt und dessen Fell in seinem Ranzen durch Belyhn dem Könige schickt, dem harmlosen Boten weismachend es seien wichtige Briefe darin. Letzterer durch diese wichtige Mission sehr geschmeichelt, läßt sich sogar noch zu der Aussage übertölpeln, er habe an deren Abfassung geholfen und verliert bei Hofe angekommen sein Leben zur Strafe. Scheinbar Morgengebete lesend und wie ein Pilger gekleidet vor seiner Tür sitzend, spielt Keineke bald darauf wieder den harmlos daher kommenden Kaninchen einen Streich und auch der Krähe. Als diese ihre Klagen beim Könige vorgebracht, wird beschlossen, die Burg des Friedensstörers kriegerisch zu überfallen. Grimbart geht aber nochmals und holt ihn. Unterwegs beichtet Keineke wieder seine früher am Wolfe verübten Streiche. Seine Beichte, die er mit den Worten beginnt:

„Durch die Welt sich zu helfen, ist ganz was Eignes; man kann sich Nicht so heilig bewahren als wie im Kloster; das wißt Ihr.“

ist aber zugleich eine Verteidigung, die alle von seinen Gegnern am Hofe verübten Schlechtigkeiten aufzählt, um schließlich jesuitisch mit folgendem Satze zu schließen:

„Nimm ein armer Teufel wie Keineke irgend ein Hündchen, Wollen sie Alle gleich über ihn her, ihn suchen und fangen; Und verdammen ihn laut mit einer Stimme zum Tode. Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen Starcken Vorprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.“

Zu derartigen Moralisiren hat nun wohl der schlaue Fuchs sehr wenig Berechtigung, aber er ist unter den Tierhelden der einzige, der solche Einsicht besitzt und sich offen ausspricht. Spekulirt er mit der Beichte auch nur auf eigene Vorteile, so verteidigt er damit doch zugleich die Volksmassen gegen das schädliche Treiben der Mächtigen im Tierstaate. Dafür zeugt auch folgender Ausspruch:

— — — — — „Es macht die Geburt uns Weder edel noch gut, noch kann sie zur Schande gereichen. Aber Tugend und Laster, sie unterscheiden die Menschen.“

Die böse Wirtschaft der Alerisei kommt nicht minder schlecht weg und so ruft schließlich der Dachs: „Oheim ich find es besonders, Ihr beichtet fremde Sünden“ und deshalb kommt derselbe denn auch schließlich zu der Ansicht:



„Niemand schiedte sich besser zum Pfaffen. Ich käme mit andern Schafen, zu beichten bei Euch und Eurer Lehre zu hordchen, Eure Weisheit zu lernen.“ —

Doch genug; die Verteidigung bei Hofe, wo man in höchster Wut über den freien Kosen ist, ist nicht minder geschickt wie unverfroren, wodurch er es so weit bringt, nicht wie ein Sünder abgeurteilt zu werden, sondern mit dem Wolfe einen Zweikampf zu bestehen, den er so raffiniert führt als von ihm zu erwarten und aus dem er auch als Sieger hervorgeht. Die höchste Gunst des Königs, die Ernennung zum Kanzler desselben, ist der Lohn für alle seine Streiche. So zieht er denn heim, von seinen Feinden gefürchtet, bewundert von seinen Freunden, auf Befehl des Königs hochgeehrt von jedermann, und erzählt seinem Weibe Ermelmann triumphierend seine Erfolge.

Dieses Moment nun führte uns unser Bild vor, das den Schluss jener meisterhaften Leistung W. v. Kaulbachs bildet. Welchen von den vielen Bildern des ganzen Cyclus man den Vorzug geben soll, ist schwer zu sagen; die wunderbare Auffassung des Gegenstandes wie die freie Beobachtung des Lebens und den gelungenen Humor erfieht man auf den ersten Blick auch aus der dargebotenen Illustration.

Wie im Tierere selbst, bewegen sich auch seine Gestalten so ungewöhnlich natürlich, daß wir jede ihrer Bewegungen und Handlungen für durchaus selbstverständlich halten. Rechts oben auf das Postament hat sich der Meister selbst gestellt, die mächtige Kute, welche er sich um den Hals gehängt, spricht nur zu deutlich von der Geißel der Satyre, die er über die Mängel und Ausartungen der menschlichen Gesellschaft geschwungen.

Man mag es nun verurteilen, daß die Satyre in der Tierfabel plaggegriffen, jedenfalls war dieser Umstand unvermeidlich. Denn sobald die Menschheit aus ihrem naiven Zustand herauswuchs, mußte auch die Fabel ihres naiven Charakters verlustig gehen. Mißverhältnisse im Gesellschaftsleben reizten teils zur Belehrung, wie sie in den Aesopischen Fabeln zutage tritt, oder zum Spott, wie in dem deutschen Reineke Fuchs. Diese Umwandlung liegt auch zu nahe. Hatte man erst den Tieren diese Freude am kindlichen Spiel gewisse menschlichen Eigenschaften verliehen, sie naive, unschuldige Handlungen begehen lassen, so war es kein Wunder, wenn der später eintretende Ernst des menschlichen Lebens sich auch in diesen tierischen Helden widerspiegelt. Und so ist es denn auch sehr erklärlich und natürlich, wenn Goethe in seiner Dichtung — und Kaulbach in seiner Illustration — trotz den nur geringen Abweichungen vom alten Gedicht auch seiner Zeit den Spiegel vorhielt und mit manchem Spottvers an Zustände erinnerte, die ihm gar nicht sehr fern lagen. Wie er selbst darüber dachte, zeigen am besten folgende Verse, die er über den Reineke Fuchs gedichtet:

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?

Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut. —

### Singende Dervische. (Siehe die Illustration auf S. 404 u. 405.)

Fast in jeder Zeitung, die man in letzter Zeit in die Hand nahm, trat einem der Name Wereschagin entgegen. Es ist dies neben Siemiradski der bedeutendste russische Maler und bei aller Verwandtschaft mit diesem ein viel eigen- und großartigeres Genie wie dieser, wenn man die Wirkung seiner bedeutendsten Arbeiten, seine Kriegsbilder, inbetracht zieht. Ist man auch nicht allseitig einig im Lobe derselben, so stimmen doch alle Kritiker darin überein, daß ihr Schöpfer von allen Schlachtenmalern der Neuzeit seine Mission ganz anders auffaßt, als alle andern seiner Kollegen. Nicht Kampfesbegeisterung, nicht Siegesjubel, nicht jenes absichtlich tendenziöse Hervorheben einzelner anführenden Helden, nein, der Krieg mit allen seinen Greueln und Scheußlichkeiten wird in seinen Bildern dem Beschauer vorgeführt oder ihm doch durch einzelne Szenen angedeutet. „Angesichts seiner Darstellungen vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz lebt man alle Schauer der großen Menschenschlächterei durch, deren Entsetzlichkeit den Beschauer bis in seine Träume verfolgt,“ so schreibt ein Rezensent. Wereschagins naturalistische Darstellungen sind daher ein gewaltiger Protest gegen den Krieg, er, der Augenzeuge dieser Mezeleien gewesen, versucht nichts und, ein ehrlich human denkender Mensch, verschweigt nichts. Sein Pinsel zaubert die Leiden und den Jammer der Schlacht wie die traurigen Vorkommnisse eines Feldzuges unerbittlich so auf die Leinwand, wie er die Ereignisse selbst gesehen. Dafür ein Beispiel. Auf einem seiner eindruckvollsten Bilder hat er den Zaren Alexander II. vor Plewna dargestellt. Der Kampf zwischen den angriffenden Russen und den sich in ihrem Maulwurfsbau wie die Löwen verteidigenden Türken tobt grauenerfüllt, aus 600 Kanonenschländen kracht's und dampft's, daß die Erde erdrönt, der Tod hält zähnefleischend reichliche Ernte und — der Zar sitzt am sichern Ort auf einem Stuhle. Hinter ihm der Großfürst Nikolaus mit dem glänzenden kaiserlichen Generalstab. Was würde in diesem Falle ein anderer Maler, wie es deren heute so viele gibt, getan haben? Nun, zunächst hätte er den mächtigen Herrscher aller Russen aufs Schlachtfeld gesetzt und dann mit sammt seinem Stabe an die Spitze seiner Armee gestellt, Granaten krepierend neben und um ihn, kurz, er hätte ihn gemalt an der Stelle, wo ein Held im Kampfe wirklich sein muß, wenn er auf den schönen Namen Anspruch erheben soll. Wereschagin hat es aber mit eigenen Augen so gesehen und deshalb malte er es auch so. Und bei alledem ist er noch barmherzig mit seinem „Helden“, denn den Tisch mit Champagnerflaschen, der gleichfalls in unmittelbarer Nähe des Zaren stand, hat er

weggelassen. — Folgende Züge aus dem Leben des Künstlers illustriren übrigens seinen Charakter aufs beste. Sein epochenmachendes Gemälde „Die Gefangenen“, das mit erschütternder Naturtreue das Loos der armen türkischen Soldaten in Schnee und Eis schildert, hatte den damaligen Thronfolger und jetzigen Zaren zu einer starken Aeußerung veranlaßt. Trotzdem wurde Wereschagin zu einer Audienz in's Palais berufen, mußte aber zur festgesetzten Stunde lange warten und erhielt schließlich den Bescheid, daß der Thronfolger auf dieser Audienz keine Zeit habe, der Künstler solle am andern Tage wieder kommen. Am andern Tage hatte jedoch dieser keine Zeit und reiste einfach ab. Da er selbst fürchtete, dieses Werkes wegen nach Sibirien geschickt zu werden, so meidet er auch sein Vaterland. Einen Orden von Alexander II. lehnte er ab zum Entsetzen der denselben überbringenden Hofbeamten. Dasselbe Schicksal hatte auch ein gespendeter Orden des Fürsten von Montenegro und der goldene Georgsäbel, welsch letzteren er vom Großfürsten Nikolaus für seine hervorragenden Dienste im letzten russisch-türkischen Kriege geschenkt erhalten sollte. Ja sogar den Titel eines Professors, den ihm die Akademie der bildenden Künste zu Petersburg verlieh, lehnte er ab. „Die freie Kunst braucht keine Grade, man muß den jungen Leuten, die auf uns sehen, nicht mit solchen Beispielen vorangehen. In der Kunst gibt es keine andern Ehrenposten als diejenigen, die man sich durch seine Arbeit erringt, als der Name, den man sich erwirbt. Und Ehrenposten verpflichten. Als Professor der Akademie würde ich offiziell den Rang eines Majors bekleiden; aber ich könnte vielleicht, gelänge mir ein bedeutendes Werk, eines Tages den Rang eines Generals, eines Marschalls gewinnen, — wenn die Kunst überhaupt einen solchen zu verleihen hätte.“ Das ist deutlich und allen Künstlern zur Beachtung zu empfehlen. Dabei ist Wereschagin noch garnicht so alt. Am 26. Oktober 1842 zu Tscherepovets im Gouvernement Nowgorod als der Sohn eines Gutsbesizers geboren, zeichnete er schon als Kind alles auf's Papier, was er sah. Für den Seedenst bestimmt, besuchte er die Seeadmetenschule und diente dann als Offizier auf der russischen Flotte. 1860 wandte er sich jedoch der Malerei zu und besuchte die petersburger Akademie. Dann ging er nach Paris und London, von dort nach dem Kaukasus; 1864 war er Schüler der Ecole des Beaux-Arts in Paris, bald darauf bei dem pariser Maler Gérôme. 1867—1870 nahm er an der Expedition des Generals Kaufmann in Turkestan teil, 1870 bereiste er die Gebirge an der chinesischen Grenze, 1874—1876 Indien, und machte dann, wie schon erwähnt, den russisch-türkischen Krieg mit, wo er an der Donau schwer verwundet wurde. Nach diesem Kriege, der die Veranlassung seiner berühmtesten Bilder geworden, ging er nach Paris, wo er heute noch lebt und schafft. Die Eindrücke, welche er auf seinen weiten Reisen gewonnen, hat er in seinen Bildern verewigt, und zeugen seine ca. 90 Gemälde, teils von riesigen Dimensionen, am besten für seinen Fleiß. Auch unser Bild verdankt der Beobachtung des orientalischen Lebens seine Entstehung und spricht trefflich für die naturalistische Auffassungs- und Darstellungsgabe des Künstlers. Jede Physiognomie der singenden Mönche ist treffend charakterisiert, alle aber prägen auf's schärfste den Charakter des orientalischen Bettelmönchs aus. Die gedankenlose Frömmerei, wie das betend bettelnde Nichtstun kann man schwerlich eindringlicher schildern und — lächerlich machen. Die Eigenart des Künstlers macht sich auch an diesem harmloseren Objekt geltend. Anders wirkt freilich seine „Apotheose des Krieges“, welche er allen „Siegern der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft“ gewidmet. Eine Pyramide aus Totenschädeln erbaut, von Raben umkreist und bewohlt, einige Schädel am Boden liegend — das ist seine Widmung für die Sieger. — Jetzt arbeitet Wereschagin in seinem pariser Atelier an 20 großen Wandbildern, welche die Phasen der Geschichte Indiens darstellen, und für den englischen Thronfolger bestimmt sind.

rrt.

**Alpenblumen.** (Illustr. S. 409.) In der respektablen Höhe von 5500—7000 Fuß, wo die wenigen Glieder der Pflanzenwelt nur ein kümmerliches Dasein fristen, da lachen dem aufsteigenden Wanderer die bunteren, bunten und schönsten Kinder der Alpenwelt entgegen: Alpenrosen mit ihren schönen roten Blüten, das lila blühende Alpenveilchen, das allenthalben geliebte und als Wunderblümlein verehrte Edelweiß, Enzianen, Sitenen, Ranunkeln, Achilleen, Anemonen, Ehrenpreis und wie sie noch alle heißen mögen. Auf unserem Bilde hat sie eine kundige Hand zum Strauße gebunden, mögen sie so vereint den freundlichen Leser zum Besuche der Alpenwelt einladen. Ihre Gestaltung gemahnt freilich schon an die Natur, die in den Regionen herrscht, wo sie ihr bescheiden Dasein fristen. Der lange Winter mit seinen Stürmen hat ihnen allmählich ein wolliges Kleid angezogen, das vor seinen Anblicken schützt. Auch hat dieser grimme Feind es vermocht, daß die liebliche Gesellschaft nicht so üppig und hoch emporstiege wie ihre reizenden Geschwister in unseren Gärten und Feldern, wenn die Sonne des Lenzes sie hervorlockt. Kurze, horrige Stengel sind's, aus denen sie hervorstechen. Aber gerade dieser Umstand, ihr heiterer Anblick in diesen unwegsamen nur von wenigen Menschen betretenen Höhen, dazu ihre großartige romantische Umgebung, erfreuen den Touristen nach mühsamer Bergfahrt. Und wir Bewohner der Ebene erzeigen uns ihm erkenntlich für das herrliche Bouquet, das er uns aus jenen Höhen zum Präsent gemacht.

rrt.



## Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Auf dem 2. deutschen Geographentag, abgehalten am 12. April d. J. in Halle, sind von Prof. Dr. Wagner in Göttingen folgende beherzigenswerte Taten besprochen worden: 1. Der deutsche Geographentag erachtet es an der Zeit, die deutsche Meile zu 15 auf 1 Grad des Äquators und die ihr entsprechende deutsche Quadratmeile zu Gunsten der Durchführung des metrischen Maßsystems aufzugeben. 2. Der deutsche Geographentag sieht in der Aufnahme des Myriameters (10 Kilometer), für den sich auch der Name der metrischen Meile eignet, für größere Strecken, sowie des Quadratmyriameters oder der metrischen Quadratmeile für Flächen, kein Bedenken. 3. Der Geographentag beschließt, daß eine zu diesem Zweck zu erwählende Kommission die auf obligatorische Anwendung des metrischen Maßes im geographischen Schulunterricht abzielenden Wünsche des Geographentages mit kurzer Motivierung zur Kenntnis der deutschen Unterrichtsministerien und der obersten Schulbehörden bringe. xz.

Die Freiheitskämpfe der Boeren (Buren, Bauern) in Transvaal haben Erscheinungen zu Tage gefördert, welche lebhaft an die schweizerische Befreiungsgeschichte erinnern. So teilt eine größere Abhandlung in den „Preussischen Jahrbüchern“ (1881, Heft V) u. v. a. den Wortlaut des Bundesbundes mit, den eine Versammlung der angesehensten Boeren in Bunderfontain 1879 einhellig beschworen hat: „In der Gegenwart des allmächtigen Gottes, des Ergründers der Herzen, dessen gnädigen Beistand wir erleben, haben wir Bürger der südafrikanischen Republik feierlich beschlossen für uns und unsere Kinder zu einem heiligen Bunde uns zu einen, den wir mit einem feierlichen Eide bekräftigen. Es sind jetzt 40 Jahre her, daß unsere Väter die Kapkolonie verließen, um ein freies, unabhängiges Volk zu werden. Wir haben Natal gegründet, den Orange-Freistaat und die südafrikanische Republik und dreimal hat die englische Regierung unsere Freiheit unter die Füße getreten. Unsere Flagge, getauft mit dem Blute und den Tränen unserer Väter, ist niedergedrückt worden. Diese 40 Jahre waren 40 Jahre der Sorge und des Leidens. Wie durch einen Dieb in der Nacht ist unsere freie Republik uns gestohlen worden. Wir können und wollen dies nicht dulden. Es ist der Wille Gottes, daß die Einigkeit unserer Väter und die Liebe zu unseren Kindern uns verpflichtet, unsern Kindern unbesiegt das Erbe unserer Väter zu überliefern. Aus diesem Grunde vereinigen wir uns hier und geben einander die Hände als Männer und Brüder, feierlich versprechend, unserm Lande und Volke treu zu bleiben und auf Gott blickend bis in den Tod zusammenzuwirken für die Wiederherstellung unserer Republik. So wahr uns der allmächtige Gott helfe!“ Wen möchte dieser Schwur der afrikanischen Boeren nicht an den Schwur der Schweizer Bauern auf dem Rütli gemahnen, und daß die Boeren diesem Schwur mit nicht minderer Energie treugeblieben sind, als dereinst die Schweizer, haben ihre siegreichen Kämpfe gegen die englischen Soldaten genügend bewiesen. Daß sie mit ganzer Seele und tieferem Gemüte, als man ihnen gewöhnlich zuzuerkennen geneigt ist, für ihre gute Freiheitsache eintraten, zeigen auch folgende Strophen, welche einem ihrer Schlachtgefänge angehören:

Du bist uns eigen, teures Land;  
Es hat der Väter fleißige Hand  
Die Wüste und die Wildnis dort  
Gemacht zu einem trauten Ort.  
Wir wollen es, als freies Vaterland  
Als unser Erbteil dieses schöne Land.  
Und heil'ger Boden sei's durch Väter Blut,  
Durch treuer Mütter Tränenflut,  
Geweiht aus tiefstem Herzensgrund.  
Was wird aus uns zu dieser Stund'?  
Wir werden wie die Väter geh'n  
Und für die Republik einstehn.

Der Väter Erbteil ist kein Traum;  
Tief wurzelt unsrer Freiheit Baum,  
Den fällt ihr nie und nimmermehr.  
Er wächst zu einem Blättermeer,  
Er wird nicht raufen, nicht ermüden  
Bis er gedeht Afrikas Süden.  
Zerschmettert uns, wenn's euer Will',  
Ihr habt die Macht, wer tot, ist still —  
Macht nur zur Wüste unser Land  
Wie Natal einst — uns ist's bekannt.  
Doch hütet euch, daß nicht einmal erwache  
Für Landslawanas Nord die Rache.  
Vom Joch befreit — für alle Zeit!  
Uns steht zur Seit' Gott selbst im Streit. xz.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Der Unfug der Deposition und des Pennalismus auf den deutschen Universitäten. Ein Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert. Von A. M. (Schluß). — Eine Säkular-Erinnerung an Schiller. Von Dr. A. Israel. (Schluß). — Von guter Frauen Trinken. Von M. Wittich. — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fort.) — Reinecke Fuchs. Eine literar-historische Skizze von Friedrich Nauert. (Schluß). — Singende Derwische. Von Basil Benschaglin. (Mit Illustration). — Alpenblumen. (Mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Auf dem 2. deutschen Geographentag. Die Freiheitskämpfe der Boeren (Buren, Bauern) in Transvaal. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

## Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Zürich. Stud. H. Ueber den Ursprung und den Kern der Nollandsage sagt Wilmar, dieselbe „beruhe auf einem historischen, noch dazu sehr untergeordneten, ja unbedeutenden Ereignisse der Jahre 777 und 778.“ Nirgends könnte man besser sehen, als bei ihr, „in welchem Verhältnis die Sagenpoesie zur Geschichte steht; wie die Sage, wie die Poesie das historische Ereignis ganz fallen läßt oder es willkürlich ausdehnt und weitergestaltet, dafür aber den Geist der Zeit, die Gesinnung, die dem Ereignis zum Grunde liegt und dasselbe begleitet, die Stimmung des Volkes, welche zunächst durch diese Begebenheit berührt wird, und mit einem Worte das Ideal des Jahrhunderts in vollem Glanze und mit einer Wahrheit und Sicherheit, die keine Geschichte erreicht, aus demselben hervor treten läßt. Läßt sich doch kaum mit Sicherheit behaupten, daß Nolland eine historische Person ist. Es erzählt nämlich Eginhard, es sei im Jahre 777 eine Gesandtschaft des Statthalters von Cäsaris Augusta nach Raderborn zu Kaiser Karl dem Großen gekommen, ihn um Hilfe gegen den Emir Abdurrahman zu bitten; Karl sei im folgenden Jahre nach Spanien gezogen, aber schon nach der Eroberung von Saragossa durch einen innern Aufstand der Sachsen zurückgerufen worden; auf diesem Rückwege habe das Heer durch den Ueberfall eines Bergvolkes in den Pyrenäen einen nicht ganz unbedeutenden Verlust erlitten, und dabei sei denn, wie manche Handschriften hinzufügen, Hraodlandus geblieben.“ Aus dieser farblosen Mitteilung, fährt Wilmar fort, hat im Verlaufe der Jahrhunderte die Sage „ihre goldenen Fäden zu einem der glänzendsten Gewebe gesponnen, welche die romanische Poesie aufzuweisen hat.“ Ob Wilmar mit seiner Begeisterung für das Nollandslied als durchaus vorurteilsloser Beurteiler betrachtet werden kann, lassen wir dahingestellt und wollen nur hinzusetzen, daß diese seine Auffassung mannigfach bestritten worden ist.

Berlin. Junger Streber. Bombus ist der wissenschaftliche Name einer der gemeinhin Hummel genannten Gattung der Blumenbienen, von der man in Europa nicht weniger als 46, in Amerika 25 und in Indien 13 Arten kennt. Dieselben zeichnen sich durch ihre Größe und die Plumpheit ihrer Körperform, wie durch starke Behaarung und kräftige Brummstimme aus. Sie bauen ihre Nester in die Erde oder in Mauern, bedecken dieselben mit Moos und sammeln nicht viel, aber genießbaren Honig. Bei der Befruchtung einer Reihe von Pflanzen spielen diese Hummeln als Samentransporteur eine wichtige Rolle.

## Ratgeber für Gesundheitspflege.

Berlin. Tischlermeister G. Sie dürfen allerdings Ihre Kinder mit dem räudigen Hunde nicht in Berührung kommen lassen, da die Räude nicht nur unter Tieren ansteckend, sondern auch auf Menschen übertragbar ist. Den Hund können Sie kurieren, indem Sie die räudigen Stellen mit gewöhnlicher Schmierseife bestreichen, den Hund — nachdem die Seife einige Stunden gewirkt hat — in warmem Wasser baden und dann die betreffenden Stellen täglich zweimal mit einer Mischung von 1 Teil Karbolsäure und 20 Teilen Baumöl bestreichen.

## Redaktions-Korrespondenz.

Chemnitz. A. St. A. In welchem Staate zuerst gebrägte Münze eingeführt worden ist, ist meines Wissens noch völlig unbekannt. Die Chinesen sollen sie schon 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung besessen haben, und bei den Griechen, welche die Münzkunst von den Phöniziern übernommen haben sollen, findet sich schon zu Solons Zeit, also ums Jahr 600 vor Christi Geburt, geprägtes Geld. 2. Grand duvert mit 4 Mataboren — schwarz angelegt — wird sehr verschieden berechnet und zwar auf 108, 120 oder 192 Points, je nachdem man das Aufdecken der Karten als einfachen Faktor der Erhöhung des Spielwertes betrachtet, gleichwie jeden der Mataboren, oder das Schneiden und Schwarzmachen, oder ob man es höher — soviel als zwei Mataboren oder auch als den ganzen sonstigen Spielbetrag verdoppelt — taxirt. 220 kann aber konsequenterweise dieser Grand duvert niemals gerechnet werden, weil darin die Zahl des Grundwertes vom Grand, die 12, nicht aufgeht. 3. Ihr Rästelprung eignet sich nicht zur Veröffentlichung; die Verse der Lösung sind in Form und Inhalt mangelhaft, — über das weitere halbe Duzend Fragen bei späterer Gelegenheit.

Donauschingen. A. Sch. Sie haben den fraglichen Satz in Kolbs Kulturgeschichte sicherlich mißverstanden. Das, was heutzutage unter Rechtspflege zu begreifen ist, wird definiert als die Gesamttätigkeit der Gerichtsbehörden zur Bewirkung oder Wiederherstellung eines bestrittenen oder gestörten Rechts; während jedes Recht im juristischen Sinne als eine auf äußeren Sagen der Völker beruhende und deren Lebensverhältnisse normierende Regel des Verhaltens (des Tuns und Lassens) seitens der Angehörigen der bestialischen Völker anzusehen ist.

Querfurt. Fel. P. S. Gegen die Blattläuse, unter denen Ihre Rosen im vorigen Jahre so arg gelitten haben, wenden Rosenlächter u. a. eine Mischung von 120 Gramm Quassalpänen in 4—5 Liter weichem Wasser, dem sie nach 10 Minuten langem Kochen 120 Gramm feine Seife zufügen. Die Flüssigkeit wird, nachdem sie erstaltet ist, gut umgerührt, und dann bespritzt man mit ihr die Rosen. Nach etwas über einer Viertelstunde müssen die entweder schon toten oder doch meist schon herbenden Insekten durch starkes Bespritzen mit reinem Wasser von den Rosen abgspült werden.

Diensten. P. Th. Wir haben Ihre Zuschrift unserem Mitarbeiter Herrn Dr. Ernst, auf dessen Arbeit sie sich bezieht, zur gefälligen Beantwortung übergeben.